

## Die Löwen des Apollon

Von *Herbert A. Cahn*, Basel

Ἐνθ' ἐκ νηὸς ὅρονσεν ἀναξ ἑκάεργος Ἀπόλλων  
ἀστέρι εἰδόμενος μέσῳ γῆματι· τοῦ δ' ἀπὸ πολλαὶ<sup>1</sup>  
σπινθαρίδες πωτῶντο, σέλας δ' εἰς οὐρανὸν ἰκεν·

*Hom. hymn. Ap.* 440 sqq.

In den bekannten Inschriften, die Artemidoros aus Perge um 230 v. Chr. auf den Felsen von Thera anbrachte, sind an hervorgehobener Stelle drei Weihungen an Zeus, Poseidon und Apollon zu lesen, die mit einer Tierdarstellung für jeden Gott verziert sind: Der Adler steht für Zeus Olympios, der Delphin für Zeus Pelagios, und für Apollon Stephanephoros ist ein liegender Löwe dargestellt<sup>1</sup>. Wilamowitz, der sich im 2. Band des *Glauben der Hellenen* ausführlich mit den religiösen Vorstellungen des Artemidoros beschäftigte<sup>2</sup>, wußte über die Löwendarstellung nur zu sagen: «Der Löwe ging Apollon nichts an, aber Artemidoros fiel nichts anderes dazu ein». Schon Hiller von Gaertringen, der Ausgräber und Herausgeber der theräischen Altertümer, hatte indessen vorher darauf hingewiesen, daß ein Marmorlöwe vom heiligen Weg zu Didyma eine Apollonweihung trägt und daß ein archaisches Löwenbild vom Markte der Insel Thera wohl ebenfalls dem Gotte geweiht war<sup>3</sup>.

Das unbeholfene Löwenbild der Pergäers Artemidoros bildet das letzte Glied einer langen Kette von Denkmälern, die hier im Zusammenhang besprochen werden sollen. Die meisten dieser dem Apollon heiligen Löwen sind wohl bekannt, aber in ihrer Bedeutung noch nicht völlig gewürdigt worden<sup>4</sup>.

Das älteste dieser Denkmäler ist eines der eindrucksvollsten: eine der kostbarsten Elfenbeinplastiken der griechischen Antike, die 1939 in einem Depot von Elfenbeinschnitzwerk unter dem Pflaster der heiligen Straße von *Delphi* gefunden wurde. Dargestellt ist der Gott – es kann an diesem Ort niemand anderes als Apollon selbst sein – in streng frontaler Haltung. Er hat groß geöffnete Augen und kunstvoll in langen Zöpfen geflochtenes Haar. Die Rechte hält ein Szepter, die Linke packt einen wild fauchenden, die Vorderpranken spreizenden Löwen und schmiegt

<sup>1</sup> IG XII 3 Suppl. p. 296 (1346). Thera III 97. Die Inschrift lautet:

Ἀπόλλωνι Στεφανηρόσῳ.

Τεῦχε λέοντα θεοῖς κεχαρισμένον Ἀρτεμίδωρος  
ἐν σεινῷ τεμένει μημόσινον πόλεως.

Das Temenos befindet sich nördlich unterhalb der Stadt.

<sup>2</sup> *Der Glaube der Hellenen* II 388.

<sup>3</sup> *Thera* III 57. E. Buschor, *Ath. Mitt.* 1929, 162.

<sup>4</sup> E. S. G. Robinson hat schon *JHS* 66 (1946) 16 auf den Zusammenhang hingewiesen. Die vorliegende Arbeit ist unabhängig davon, anläßlich der Bearbeitung der Münzen von Knidos entstanden. Hier w. sie und Anregungen verdanke ich K. Schebold, K. Bittel, O. Rubensohn, Ch. Picard und E. S. G. Robinson. Vgl. auch A. B. Cook, *Zeus* II 920.

ihn eng an die Schenkel: eine ungewöhnliche, unschematische Darstellung des Herren der Tiere, von einer eigenwilligen Formssprache, die nicht im griechischen Festlande zuhause sein kann. In der Veröffentlichung des Stücks spricht P. Amandry von östlichem Import<sup>5</sup>. K. Schefold hat Umkreis und Zeit näher zu bestimmen versucht, obwohl diesem Meisterwerk kaum etwas Analoges zur Seite zu stellen ist; er vergleicht es mit samischen Terrakotten und datiert es ins frühe 7. Jahrhundert, wofür die ungewöhnliche Qualität des Stückes spricht. Die Gruppe ist anderseits deutlich unterschieden von allen nicht-griechischen östlichen Elfenbeinarbeiten der Zeit. Die unter sich sehr verschiedenen Elfenbeinwerke des ephesischen Artemision erinnern nur von ferne daran: R. D. Barnett hat in seiner neuesten Arbeit über frühes Elfenbein gezeigt, daß bei der schon in früher Zeit großen Freizügigkeit der Beinschnitzer das Herausarbeiten lokaler Schulen sehr schwierig ist. Wie dem auch sei, ein Fürst oder eine Stadt Kleinasiens – Milet? – wird wohl dies kunstvolle Kleinod an die heiligste Stätte Apollons geweiht und darin einer Vorstellung des Gottes, die besonders im Osten lebendig war, Ausdruck verliehen haben (Abb. 1).

Ebenfalls in die Zeit der «dädalischen» Kunst führt uns ein Fundstück aus *Axos auf Kreta*. Unter den Bronzen, welche die italienischen Ausgräber zutage förderten, befand sich auch eine Mitra – das Bauchstück der Gürtung eines sakralen Panzers – mit einer bemerkenswerten Darstellung: In der Mitte ein großer Dreifuß, flankiert von zwei mächtigen Löwen, die ihre Vorderpranke erheben und zum Kessel des Dreifußes aufschauen. Auf den seitlichen Traggriffen des Kessels sitzen zwei Vögel, wohl Raben. Im Innern desselben erscheint die unwirklich kleine Gestalt eines Gottes mit einem Schwert<sup>6</sup>. Doro Levi, der Ausgräber von Axos, hat die Deutung ausgesprochen: der Gott im Dreifuß muß Apollon sein, der Hauptgott der Stadt Axos. Noch die Münzen der Stadt aus dem 4. Jahrhundert zeigen auf der Vorderseite den Kopf des Gottes, auf der Rückseite den Dreifuß. Der bewaffnete Apollon muß im 7. Jahrhundert eine geläufige Darstellung ge-



Abb. 1

<sup>5</sup> P. Amandry, *Syria* 24 (1944/45) 149. K. Schefold, *Orient, Hellas und Rom* 107. R. D. Barnett, *JHS* 68 (1948) 16. E. Akurgal, *Späthethitische Bildkunst* 78.

<sup>6</sup> D. Levi, *AJA* 49 (1945) 293. P. Demargne, *La Crète dédalique* pl. XI. S. Benton, *BSA* 40 (1939/40) pl. 28 (um 650). Die Deutung von M. Guarducci (*Rivista dell'Istituto di Archeologia e di Storia dell'Arte* VI [1937] 7), im Dreifuß sei Athena dargestellt, hat D. Levi überzeugend widerlegt.

wesen sein: Das große Kultbild des Gottes in Amyklai war behelm und trug eine Lanze<sup>7</sup>. Die großen Löwen, die hier den Gott und sein heiliges Gerät begleiten, sind keineswegs als «dekorativ» zu verstehen, sondern gehören zu ihm als seine Trabanten. Typisch für die Auffassung des 7. Jahrhunderts ist, daß die heiligen Tiere als Hauptträger göttlichen Namens dargestellt werden, dessen menschen-gestaltige Erscheinung daneben in den Hintergrund tritt.

In das 7. Jahrhundert fällt die Erfindung der Münze. Die Existenz von Elektron-Drittelstateren mit einer lydischen Inschrift, die als der Königsname Alyattes gedeutet wurde, bestätigt die antike Tradition, die Lyder seien die Erfinder der Münze gewesen<sup>8</sup>. Die Prägungen des «Alyattes» sind nicht die frühesten. Jedenfalls sind die ältesten bebilderten Münzen unter den ersten Königen der Mermnaden-Dynastie entstanden, die mit Gyges um 687 v. Chr. die Herakliden in Lydien ablösten. Herodot I 13 berichtet, daß das delphische Orakel die Herrschaft des Gyges bestätigte, welcher sich durch prunkvolle Weihungen in Silber und Gold bedankte. Apollon blieb der Schutzgott der Mermnaden. Nun zeigen die ältesten lydischen Weißgoldmünzen durchwegs Löwenköpfe, so auch die erwähnte Prägung des «Alyattes».

Nach allgemeiner Annahme war Milet die erste Griechenstadt, die von den Lyndern die Münzprägung übernahm, und damit auch den Löwen als Münzbild. Bis in die Kaiserzeit hat Milet als ständigen Münztypus den Löwen<sup>9</sup>; seinen Zusammenhang mit dem Apollonheiligtum in Didyma können wir in späteren Jahrhunderten schärfer fassen (s. unten).

In den Übergang vom 7. zum 6. Jahrhundert stellen wir die Löwenallee von Delos<sup>10</sup>. Im Anblick des sogenannten Leto-Sees, gegenüber dem Einfluß des Inopos in den See – wo nach der Sage Leto Apollon gebar – steht diese mächtige Reihe von Löwen aus naxischem Marmor auf hohen Basen. Insgesamt zehn Löwen sind bekannt. Sie gehören zu den frühesten plastischen Denkmälern der Insel und wurden wohl von naxischen Bildnern gemeißelt. Dafür spricht der Marmor und die harte, typisch «naxische» Fügung der Formen. Wohl zu Beginn des 6. Jahrhunderts entstanden, stehen diese kraftgeladenen, wie zum Losspringen bereiten Löwen noch ganz in der Tradition des 7. Jahrhunderts, das seine Tierbilder mit solcher Dämonie beseelt hatte. Das Motiv der Reihung gleichartiger Figuren, besonders von Tierbildern, stammt aus dem Osten. Das griechische Festland kennt sie nicht. Die Aufstellung dieser Löwenallee in der Frühzeit der Apolloninsel Delos hätte allein schon zu denken geben sollen, ist jedoch in ihrer Deutung bisher kaum diskutiert worden.

<sup>7</sup> Paus. III 19, 2.

<sup>8</sup> W. H. Buckler, JHS 46 (1926) 36. C. Seltman, *Greek coins* (in der Folge «Seltm.» zitiert) 24f.

<sup>9</sup> Frühlydische Elektronmünzen: Babylon, *Traité* (in der Folge «Bab.» zitiert) pl. I 14ff. Regling, *Münze als Kunstwerk* (in der Folge «Regling» zitiert) 17. Seltm. pl. II, 1.

<sup>10</sup> G. Leroux, CRAI 1907, 348; Rev. Art 23 (1908) 177. R. Vallois, BCH 53 (1929) 205. E. Bethe, Die Antike 14 (1938) 81 (um 610–600, wohl etwas zu früh datiert). Der Löwe aus Delos am Arsenal in Venedig: E. A. 825. Vgl. auch P. Philippson, Symb. Osl. Suppl. IX (1939) 35. P. Roussel, *Delos* 28.

Neben diesen eindrucksvollen Denkmälern der Frühzeit steht eine Fülle von Zeugnissen aus dem 6. Jahrhundert. Wir beginnen im Osten. Das dorische *Knidos* hat in seiner umfangreichen Münzprägung seit etwa 530 stets ein Löwenbild – Kopf oder Protome – auf die Vorderseiten seiner Münzen gesetzt, während ein weiblicher Kopf das vertiefte Quadrat der Rückseiten füllt<sup>11</sup>. Im 4. Jahrhundert tritt dann der Frauenkopf auf den Avers, der Löwenkopf auf den Revers, der noch später von einem Dreifuß ersetzt wird. Die Göttin ist Aphrodite, die wohl von Kypros nach Knidos kam<sup>12</sup> und deren knidischer Kult im 4. Jahrhundert durch die Aufstellung der Statue des Praxiteles Weltruhm erlangte. Was aber bedeutet das Löwenbild? Ein Zusammenhang der knidischen Aphrodite mit der altkleinasiatischen Muttergöttin, die ja die Löwin zu ihren ständigen Begleitern zählt, ist nicht nachweisbar. Als Haupttypus der älteren knidischen Münzen muß der Löwe das ursprünglich bedeutungsvollere Bild gewesen sein. Zahlreiche Quellen geben uns den Hinweis: Apollon hatte hier einen alten Kult von mehr als rein lokaler Bedeutung. Die sechs größten dorischen Städte im südlichen Kleinasien, Kos auf der Insel Kos, die rhodischen Kameiros, Lindos und Ialyssos, ferner Halikarnass und Knidos selbst, besaßen am *Kap Triopion* unmittelbar vor der Stadt ein gemeinsames Apollonheiligtum. Knidos war ständig Vorort dieses dorischen Städtebundes. Alljährlich fanden Spiele zu Ehren des Apollon Triopios statt. Herodot, der darüber berichtete, wußte als Bürger von Halikarnass Bescheid. Wie uns Inschriften zeigen, war die Tradition der triopischen Spiele bis in die Kaiserzeit lebendig<sup>13</sup>. Die prunkvollen und zahlreichen Weihgeschenke, die Knidos im 6. und 5. Jahrhundert nach Delphi stiftete, sind Zeugen dieses alten Apollonkultes. Knidos ist auch der Fundort eines archaischen Marmorlöwen ungedeuteter Bestimmung, mit seinen harten mageren Formen das typische Beispiel eines dorischen Provinzstiles, der in Knidos im 6. Jahrhundert blühte, wie uns auch die Münzen lehren<sup>14</sup>.

Das Apollonheiligtum in *Didyma* soll nach Pausanias (VII 2, 6) schon vor der Ankunft der Ionier bestanden haben. An der heiligen Straße, die zum Tempel führte, saßen nicht nur die berühmten archaischen Priesterfiguren der Branchiden, sondern auch eine ganze Reihe von Löwenbildern, typische Beispiele ost-ionischer Tierplastik. Der bekannteste, jetzt im British Museum, trägt die Weihinschrift<sup>15</sup>:

<sup>11</sup> Bab. I pl. 18, 10ff.; II pl. 145, 13–18. Regling 76–79. 169. 308. 309. 447. Seltm. pl. 30, 9–12. Späteres: BMC Caria p. 87ff.

<sup>12</sup> S. Ch. Blinkenberg, *Knidia* 38. 201.

<sup>13</sup> Hdt. I 144 I 174. Thuk. VIII 35, 3. Theokr. XVII 68. Diod. V 61. Dion. Hal. *Ant.* IV 25, 4. Plin. *N. h.* V 104. Ps.-Skylax 99. Hesych. s. v. *Τοιόπιον*. Ps.-Aristeides von Milet FHG IV 324, 23 = FG IV III B 375, 2. Inschriften: SIG<sup>3</sup> 1065. 1067. cf. Th. Homolle, BCH 20 (1896) 597: «Le lion est le symbole d'Apollon triopien.» Ebenso B. Head, *Historia Numorum* 1. Aufl. 523; 2. Aufl. 614.

<sup>14</sup> B. Schröder, Amtl. Ber. d. preuß. Mus. 34 (1913) 243; *Kurze Beschreibung* 1922 (3. Aufl.) 1724.

<sup>15</sup> SIG<sup>3</sup> 3a.

τὰ ἀγάλματα τάδε ἀνέθεσαν οἱ Πύ-  
θωνος παιδες τοῦ ἀρχηγοῦ Θαλῆς  
καὶ Πασικλῆς καὶ Ἡγίσανδρος καὶ Ἐ. . v-  
σιος καὶ Ἀναξίλεως δεκάτην τῷ Ἀπόλλωνι

Im ganzen hat man in Milet und Didyma nicht weniger als 10 archaische Löwenbilder gefunden<sup>16</sup>; zwei davon bewachten den Hafen der Altstadt, den die Ausgräber die Löwenbucht nannten und an welchem der Tempel des Apollon Delphinios stand. Milet ging im Laufe des 6. Jahrhunderts zur Silberprägung über. Die häufigen Diobole haben auf der Vorderseite eine Löwenprotome, auf der Rückseite ein sonnenartiges Gestirn im Quadratum incusum<sup>17</sup>.

Wir müssen uns wieder nach *Lydien* zurückwenden. *Kroisos*, der letzte Mermnade, geht von der Elektronprägung zur Silber- und Reingoldprägung über. Seine Münzen stellen eine Löwen- und eine Stierprotome einander gegenüber<sup>18</sup>. Des Kroisos häufige Appelle an das delphische Orakel sind bekannt; unter anderen prunkvollen Weihgeschenken stiftete der König auch einen goldenen Löwen im Gewicht von 100 Talenten nach Delphi<sup>19</sup>. In *Sardes*, der lydischen Hauptstadt, wurden auch zwei Marmorlöwen von derber, provinzieller Arbeit aus der Mitte des 6. Jahrhunderts gefunden, die schon die Ausgräber mit Kroisos in Zusammenhang brachten<sup>20</sup>.

Von den ägäischen Inseln erwähnten wir oben schon den Marmorlöwen von *Thera*, der vielleicht eine Apollonweihung trug.

Archaische Marmorlöwen sind auch von *Keos* und *Siphnos* bekannt; sie gehören vermutlich zu den Apollonkulten, die von beiden Inseln durch Quellen und Denkmäler überliefert sind. Für den kraftvollen Löwen von Siphnos aus dem frühen 6. Jahrhundert hat bei dessen Publikation bereits Karusos den Zusammenhang gesehen und gewürdigt<sup>21</sup>.

In dem kleinen Heiligtum des *Apollon Tyritios bei Tyros* am Golf von Nauplia, im Norden Lakoniens, fand K. A. Rhomaios bei seinen Ausgrabungen eine ganze Reihe von Bronzelöwen, kleinen Weihgeschenken des 6. Jahrhunderts<sup>22</sup>. Ein Exemplar (Abb. 2) trägt die Inschrift:

*ΑΠΟΛΟΝΟΣ ΕΜ* (ich gehöre Apollon)

<sup>16</sup> Haussoullier, *Didymes* 194ff. Br.-Br. 641–645. BMC Sculpture I 1<sup>2</sup>, 113 (B 281). Vgl. auch die Architrav-Eckblöcke vom vorpersischen Apollontempel (Gorgo zwischen Löwen): F. Winter, *Kunstgeschichte in Bildern*<sup>2</sup> VII 203, 2. H. Knackfuß-Th. Wiegand, *Didyma* I 215.

<sup>17</sup> Bab. I pl. 11, 1ff. Regling 165.

<sup>18</sup> Bab. I pl. 10, 1ff. Regling 55. Seltm. VI 1–4.

<sup>19</sup> Hdt. I 50. Theopomp FHG I 309, 184. H. W. Parke, *A history of the Delphic oracle* 143ff. (Beziehungen des Kroisos zu Delphi). G. Radet, *La Lydie et le monde grec au temps des Mermnaïdes* 216ff. (Apollonverehrung des Kroisos). Kroisos stiftete Gold zum Vergolden der Apollonstatue im Amyklaion: Paus. III 10, 8. Theopomp FHG 219 = FGH II 576, 193.

<sup>20</sup> *Sardis* I 125f. H. C. Butler, AJA 17 (1913) 475. T. L. Shear, Art Bulletin 13 (1931) 127.

<sup>21</sup> Keos, Kolossal-löwe im Innern der Insel bei Iulis: L. Savignoni, Eph. Arch. 1898, 231 (pl. 14, 1). Siphnos: Ch. Karusos, Eph. Arch. 1937, 599.

<sup>22</sup> K. A. Rhomaios, Praktika 1911, 264ff. W. Lamb, *Greek and Roman Bronzes* 77. IG VI 1519 (p. 306).

Ähnliche Bronzelöwen sind auch vom Ptoion<sup>23</sup>, dem böötischen Orakel des Apollon bekannt.

Zwei Löwen befanden sich an einer der ehrwürdigsten Stellen des *delphischen Heiligtums*, nämlich im Marmorgiebel des Apollontempels, den die Alkmeoniden gegen 520 während ihrer Verbannung aus Athen errichteten<sup>24</sup>. Wohl von der Hand

des Antenor ist hier die Epiphanie des Gottes in Delphi dargestellt. Auf einem Viergespann zieht er mit Leto und Artemis ein, zu den Seiten – nach der neuesten Deutung – Athener und Athenerinnen, die ihm mit ihren Äxten den Weg bahnen. Die Giebelecken füllen zwei Tierkampfgruppen: links fällt ein Löwe einen Stier, rechts ein zweiter einen Hirsch an, wie mächtige Erscheinungen einer älteren Welt, welche die Besitznahme des Heiligtums durch den großen Lichtgott umrahmen. Die Löwen sind hier als Begleiter Apollons zu verstehen, und nicht nur, wie man bisher glaubte, als Sinnbilder seiner Herrschaft über die wilde Natur.

Zu Apollon gehören nach meiner Ansicht auch die Löwen und Löwenköpfe der ältesten Münzen von *Kyrene*, einer Gründung von Thera, seinerseits einer spartanischen Kolonie<sup>25</sup>. Pindar schildert in der 5. pythischen Ode (55ff.), wie Apollon als Archegetes, von Battos, dem Gründer Kyrenes begleitet, vom Meer kommend, die Löwen an der Küste vertreibt, um die Siedlung anzulegen. Apollon Archegetes war der Führer der Koloniengründer, namentlich der Siedlerzüge, die vom delphischen Orakel unterstützt wurden<sup>26</sup>. Sonst verbindet sich in Kyrene, wie in Thera und Sparta, Apollon mit dem Beinamen Karneios<sup>27</sup>. Karneios oder Karnos war ein vordorischer Widdergott, der von den dorischen Einwanderern, ähnlich wie Hyakinthos, mit Apollon amalgamiert wurde. Der unbärtige Jünglingskopf



Abb. 2

<sup>23</sup> BCH 11 (1887) pl. XI.

<sup>24</sup> P. de la Coste-Messelière et G. de Miré, *Delphes* pl. 146ff. A. Plassart, REA XLII (1940) 297. Bekannt sind die guten Beziehungen eines Alkmeon zu Kroisos (Hdt. VI 125). Es sei hier das Fragment eines steinernen Trinkgefäßes in Löwenform mykenischer Zeit erwähnt, das unter dem Adyton des Apollontempels von Delphi gefunden wurde. Maul und Schnauze des Löwen sind erhalten; verwandt ist ein Steinrhyton von Knossos. *Fouilles de Delphes* V 3, fig. 13. G. Karo, JdI 26 (1911) 253. M. Guarducci, Studi e materiali di storia delle religioni 19/20 (1943/46) 91. BCH. 64/65 (1940/1) 270. Das Stück ist zu isoliert, um daraus religionsgeschichtliche Schlüsse zu ziehen.

<sup>25</sup> BMC Cyrenaica pl. I 4–6. III 4, 5. V 5, 6. XIV, 2. Regling 50. Bab. I pl. 63, 19 und pl. 64, 4, 7; III pl. 263, 1.

<sup>26</sup> H. A. Cahn, *Münzen der siz. Stadt Naxos* 91.

<sup>27</sup> Pind. *Pyth.* V 73ff. Kallim. *H. Ap.* 77ff. M. Nilsson, *Gesch. der gr. Rel.* 501. Wilamowitz, *Hermes* 38 (1903) 580. F. Hiller v. Gaertringen, *Klio* 33 (1940) 69. A. H. Krappe, *Arch. Rel.* 28 (1930) 384. W. Aly, *Kret. Apollonkulte* 8f.

der kyrenäischen Münzen mit dem Widderhorn stellt also Apollon Karneios dar<sup>28</sup>. Der Widder schließt aber den Löwen als Apollontier nicht aus; ein ganzer Widder erscheint auf den Münzen von Kyrene stets als Begleiter von Zeus Ammon<sup>29</sup>; auch ist er z. B. das Münzbild von Delphi, wo kein Kult Apollon Karneios nachweisbar ist<sup>30</sup>. In der neunten pythischen Ode schildert Pindar die Sage der Jungfrau Kyrene. Sie bezwingt mit bloßen Händen einen Löwen und wird von Apollon gefreit. Der Gott bringt sie zur Küste Afrikas, es entsproßt der Sohn Aristaois, der Ahnherr der Gründer von Kyrene<sup>31</sup>. Zwei Gründungsmythen stehen also bei Pindar unvermittelt nebeneinander. Gemeinsam ist ihnen Apollon als Beschützer der Gründung und der Löwe als feindliche Macht. In archaischen Vorstellungen können Löwen und Greifen sowohl bezwungene feindliche Mächte als auch Trabanten und Wächter sein.

Die *klassische Zeit* ist nicht mehr so reich an Denkmälern. Die meisten Apollonlöwen finden wir auf Münzen, die ältere Schichten religiöser Vorstellungen länger bewahrten als tektonische Plastik, Vasen und andere *Artes minores*.

*Milet* setzt im 4. Jahrhundert einen Apollonkopf mit langem Haar auf die Vorderseiten seiner Münzen, auf die Rückseiten den Löwen, der sich nach der Sonne umschaut<sup>32</sup>. Diese reiche Prägung in allen drei Metallen, stets mit den gleichen Typen, setzt sich bis in den Hochhellenismus fort.

Eine kleinasiatische Kleinsilbermünze unbekannter Herkunft, aus dem 4. Jahrhundert, zeigt einen Apollonkopf auf der Vorderseite, einen Löwenkopf auf der Rückseite<sup>33</sup>. Sie ist vielleicht nach *Knidos* zu legen.

Löwen- und Apollonkopf finden wir auch auf einer Drachme des späten 5. Jahrhunderts mit einer karischen Inschrift<sup>34</sup>. Sie ist das letzte Gepräge einer nicht lokalisierten *Münzstätte Kariens*, die um die Jahrhundertmitte eine Reihe von Stateren und Teilwerten mit der Darstellung eines laufenden nackten Flügelgottes, Revers Löwe, mit analogen karischen Inschriften, herausgab. E. S. G. Robinson betont bei deren Publikation den «solaren» Zusammenhang der Münzbilder.

Die ältesten Münzen von *Pantikapaion*, der milesischen Gründung auf der taurischen Chersonnes (Krim), zeigten eine Löwenmaske auf dem Avers<sup>35</sup>. Apollon war der Hauptgott der Frühzeit der Stadt. Es schließen sich im frühen 5. Jahrhundert Silbermünzen mit der analogen Löwenmaske, Revers: *A-II-O-A* in den vier Feldern eines Quadratum incusum an. Man hat daraus geschlossen, daß Pantikapaion zeitweise *Apollonia* hieß<sup>36</sup>. Auch später bleibt der Löwe

<sup>28</sup> E. S. G. Robinson, BMC Cyrenaica, p. ccxl.

<sup>29</sup> ibid., p. clxviii; pl. XIII 3–7; pl. XXXII 20.

<sup>30</sup> Bab. I pl. 42, 16ff. Regling 189. Seltm. pl. XIII 14.

<sup>31</sup> F. Studnicka, *Kyrene*, passim. L. Malten, *Kyrene*, passim. Vgl. auch das Giebelrelief vom Schatzhaus der Kyrenäer in Olympia: G. Treu, *Olympia* III p. 20, fig. 18.

<sup>32</sup> Bab. II pl. 149, 6ff. Regling 776. Späteres: BMC Ionia p. 191ff.

<sup>33</sup> Bab. II pl. 178, 26 («Kyzikos»); IV pl. 287, 5 («Oitai»).

<sup>34</sup> E. S. G. Robinson, Num. Chron. 1936, 274 (pl. XIV 15); *Anatolian Studies* pres. to W. H. Buckler (1939) 271, E.

<sup>35</sup> Bab. I pl. XVII 9ff.

<sup>36</sup> Bab. IV 1047f., pl. 353, 2–4. E. H. Minns, *Scythians and Greeks* 20. 616. 628. E. Diehl erwähnt das Problem mit keinem Wort in seinem neuen Pantikapaion-Artikel der R.E.

einer der Haupttypen der pantikapäischen Münzbilder; gelegentlich tritt ein Apollonkopf auf.

Einer der schönsten frontalen Apollonköpfe von *Amphipolis* ist flankiert von einem winzigen Löwen, der wohl nicht als wechselndes Beizeichen zu verstehen ist, sondern motivisch mit dem Hauptbild zusammenhängt<sup>37</sup>.

Aus dem griechischen Westen sind vor allem die Münzen von *Leontinoi* und *Rhegion* zu nennen. Die ältesten griechischen Siedler in Sizilien waren Bewohner von Chalkis und der Insel Naxos, die zunächst um 735 die Stadt Naxos gründeten. Wir dürfen annehmen, daß ein Orakel von Delphi die Siedler leitete, denn bei der Ankunft errichteten sie einen Altar dem Apollon Archegetes; dieser Altar blieb eine gemeinsame Opferstätte von Naxos und seiner Tochterkolonien Katane und Leontinoi; er bestand bis in die Kaiserzeit<sup>38</sup>. In Katane und Leontinoi war Apollon Hauptgott; in Leontinoi, der «Löwenstadt», ist der Löwenkopf ständiges Münzbild, zu dem von etwa 480 ab die bekannte Reihe der herrlichen Apollonköpfe tritt<sup>39</sup>.

Auch Rhegion war von Chalkidiern mitgegründet worden; hier ist das Apollonorakel, das die Siedler leitete, überliefert. Der Name der Stadt wurde im 4. Jahrhundert zeitweise in «Phoibia» geändert. In Rhegion stehen auf den Münzen von etwa 430 ab Löwenmaske und Apollonkopf einander gegenüber; die Münzreihe geht bis in das 3. Jahrhundert<sup>40</sup>.

Diesem reichen Münzmaterial der Klassik mit seinen Höhepunkten in Leontinoi und Rhegion haben wir nur zwei Beispiele der Großplastik zur Seite zu stellen. Ein Marmorlöwe des 4. Jahrhunderts wurde vor dem Apollontempel in *Kyrene* gefunden<sup>41</sup>. Er bestätigt die oben geäußerte Deutung der Löwenköpfe auf den archaischen Münzen der Stadt. Das zweite ist die römische Kopie eines spätklassischen Apollonkultbildes, in einem Exemplar in der *Villa Albani* erhalten<sup>42</sup>. Apollon sitzt auf einem Dreifuß, die Füße auf dem Omphalos, und hält eine Schlange. Das Innere des Dreifußes ist mit einem dichten Knotennetz ausgefüllt, das auch den Omphalos überspannt. Zu Füßen des Gottes, unter dem Dreifuß, liegt ein Löwe. Man hat das Werk mit einer Nachricht bei Clemens von Alexandrien (*Protr.* IV 47, 4) zusammengebracht, wonach zu *Patara* in Lykien ein Kultbild des Apollon mit einem Löwen gestanden habe, von Phidias oder Bryaxis verfertigt. Bryaxis erscheint glaubwürdiger als der Schöpfer dieses Werkes, wenn es überhaupt das Kultbild des alten Apollonorakels von Patara wiedergibt. Die kaiser-

<sup>37</sup> Bab. IV pl. 320, 15. Regling 701. Seltm. pl. XVII 16.

<sup>38</sup> Quellen bei H. A. Cahn, *Münzen der siz. Stadt Naxos* 13f.

<sup>39</sup> Regling 255–257. 393. 394. 398. 399. 555. 556. Seltman pl. IX 7. XIV 12. XXIV 2. Man beachte vor allem das älteste Tetradrachmon mit Apollonkopf (Regling 399; Seltman pl. XIV 12) Typen: Quadriga und Nike, unten Löwe; Revers Apollonkopf zwischen drei Lorbeerblättern, unten Löwe.

<sup>40</sup> E. S. G. Robinson, JHS 66 (1946) 15ff., pl. V. Regling 519, 730. Seltm. pl. XLIII 8, 9. Quellen für die Gründung: Strab. VI 1, 1 (257). Diod. VIII 23, 2. Dion. Hal., *Ant. XIX* 1, 2. Ps.-Skymn. 311. Phoibia: Strab. VI 1, 6 (258).

<sup>41</sup> Arch. Anz. 44 (1929) 417. Africa Italiana I (1927) 306.

<sup>42</sup> Helbig-Amelung<sup>3</sup>, 1848. E. A. 4530–33. W. Altmann, ÖJh. 6 (1903) 195.

zeitlichen Münzen der Stadt zeigen jedenfalls ein stehendes Apollonbild mit einem Raben<sup>43</sup>. Eine weitere Nachricht über einen Apollon öwen klassischer Zeit besitzen wir in der Notiz des Pausanias (X 18, 6), der in seiner Beschreibung der delphischen Altertümer einen Bronzelöwen erwähnt, den die Bewohner von *Elateia* in Phokis, nach ihrem erfolgreichen Widerstand gegen die Belagerung durch Kassander (um 301) dem Heiligtum stifteten.

Aus hellenistischer Zeit bleibt nur noch der theräische Felslöwe des Artemidoros von Perga zu nennen, von dem wir ausgingen.

Ich habe ohne Anspruch auf Vollständigkeit zunächst die Denkmäler genannt, die das Thema dieser Studie bilden. Die eindrucksvollsten Beispiele entstammen dem 7. Jahrhundert, die reichste Anzahl dem 6. Jhd. In die klassische Zeit führen uns fast ausschließlich Münzbilder, die einen älteren Sinnzusammenhang wahren. Betrachten wir die geographische Verteilung, so ist der griechische Osten das eindeutige Zentrum: Perge, die Heimat des Artemidoros, Patara, Karien, Knidos, Milet, Sardes und die lydischen Königsmünzen, dazu die Stiftung des Kroisos nach Delphi und die östliche Elfenbeingruppe von der heiligen Straße. Das nördliche Kleinasien ist in dieser Reihe nicht vertreten. Dazu gehört aber noch Apollonia = Pantikapaion, eine milesische Gründung. Fast ebenso reich an Apollonlöwen ist die Inselwelt: Axos auf Kreta, Delos, Thera, Keos und Siphnos. Im griechischen Mutterland, außer in Delphi, finden wir sie nur vereinzelt: im lakonischen Tyros, im böotischen Ptoion. Hinzu kommen das phokische Elateia als Stifter, ferner im Norden Amphipolis, im Süden Kyrene, im Westen Leontinoi und Rhegion.

Soweit der Befund. Literarische Zeugnisse, die den Zusammenhang stützen oder der Deutung helfen, gibt es nicht. Hätten wir sie, so wäre der Zusammenhang nie vergessen worden. Auch für den Griechen des 5. Jahrhunderts muß er bereits etwas Vergangenes gewesen sein. Höchstens in einem Wort des *Empedokles* könnte man eine Andeutung finden. Fr. 127 (Diels) lautet<sup>44</sup>:

ἐν θήρεστι λεόντες ὀρειλεχέες χαμαιεῦναι  
γίγνονται, δάφναι δ' ἐν δένδροσι ἡγκόμοισιν.

Aelian (*n. h.* XII 7), der die Stelle zitiert, erklärt dazu: λέγει δὲ καὶ Ἐμπεδοκλῆς τὴν ἀριστην εἶναι μετοίκησιν τὴν τοῦ ἀνθρώπου, εἰ μὲν ἐς ζῶιν ἡ λῆξις αὐτὸν μεταγάγοι, λέοντα γίνεσθαι, εἰ δὲ ἐς φυτόν, δάφνην. Die beste Metempsychose für den Menschen ist also bei den Lebewesen der Löwe, bei den Pflanzen der Lorbeer. Der Seher Empedokles könnte dabei an einen apollinischen Zusammenhang gedacht haben.

Bevor nun eine historische Deutung des Apollonlöwen versucht wird, muß noch in aller Kürze über die griechischen Löwenbilder gesprochen werden, die in keinem nachweisbaren Zusammenhang mit Apollon stehen. Es gibt deren viele.

<sup>43</sup> BMC Lycia etc. pl. XVI 2, 3

<sup>44</sup> Vgl. Wilamowitz, SBBerl. 1929, 641.

Zunächst die Löwen als *Tor- und Grabwächter*. Berühmte Beispiele: Das Löwentor von Mykene, die kolossalen Grablöwen von Chaironeia und Amphipolis. Daß der König der Tiere, das gefährlichste von allen, das geeignete Lebewesen sei, um Grab und Palast vor Befleckung und Eindringlingen zu schützen, ist eine ebenso alte wie naheliegende Vorstellung, die schon im alten Orient weit verbreitet war und bis heute gewirkt hat. Die Griechen haben jedenfalls die Grablöwen so deutet<sup>45</sup>.

Dann die Löwenköpfe als *Wasserspeier*, die fast jeden griechischen Tempelfirst zierten. Dazu gehören die löwenköpfigen Brunnenöffnungen, die eine griechische Erfindung sind<sup>46</sup> und uns in der heutigen Welt noch auf Schritt und Tritt begegnen. Ein spezieller Zusammenhang mit Apollon läßt sich nicht konstruieren. Für die Griechen müssen diese Löwen im allgemeineren Sinne die Naturmacht des kostbaren Wassers verkörpert haben.

Schließlich sind die unendlich häufigen Löwen zu erwähnen, die schreitend oder in Tierkampfgruppen die *Tierfriese* der griechischen Vasen bevölkern, namentlich im 7. und 6. Jahrhundert. Wie die Wasserspeier werden sie leichthin als «dekativ» bezeichnet, eine moderne Anschauung, die dem gestalthaften Sehen der Griechen und der Bedeutungsfülle aller archaischen Kunst nicht gerecht wird. Ein ernsthafter Deutungsversuch der archaischen Tierfriese wurde bisher nicht unternommen<sup>47</sup>.

Ebenfalls in aller Kürze sei nun noch Auskunft darüber gegeben, welche anderen Gottheiten der griechischen Welt die Löwen zu Begleitern haben. *Herakles*, der Held, als Löwenbezwinger wird gewöhnlich von orientalischen Heldengestalten wie Gilgamesch abgeleitet. In der griechischen Welt ist er schon früh mythologisch und ikonographisch fixiert. Seine menschliche Kraft bezwingt die animalische Kraft des Löwen. Die Bildüberlieferung ist bei Herakles viel geradliniger und eindeutiger als bei Apollon, dessen Löwen ja gerade durch ihre Verschiedenartigkeit auffallen. Keine andere männliche Gottheit hat im archaischen Hellas den Löwen zum Begleiter<sup>48</sup>. Anders ist der Fall bei den Göttinnen. Wir kennen vereinzelte Beispiele von Löwen, die zu *Athena* und *Hera* gehören. Beide Zusammenhänge wurden kürzlich monographisch behandelt<sup>49</sup>.

<sup>45</sup> Anth. Pal. 426. Kaibel, Epigr. 242. Vgl. M. Collignon, *Les statues funéraires* 88.

<sup>46</sup> Älteste Beispiele: Olympia III 26, Abb. 23 (T. 5); J. Crome, *Mnemosynon Th. Wiegand* 47. Samos; E. Buschor, *Altägyptische Standbilder* III, fig. 216–217.

<sup>47</sup> Ich widerstehe der naheliegenden Versuchung, die häufigen Löwentatzen als Fußglieder und die Löwen als Begleiter der Kuroi bei Pfannengriffen, Vasenhenkeln und dergl. als Apollonlöwen zu deuten.

<sup>48</sup> Apollon allgemein als «Herrn der Tiere» zu bezeichnen, wäre verfehlt. Die Darstellung ist, ebenso wie die *πότνια θηρῶν* auf verschiedene Gottheiten zu deuten. Mißglückt ist der Versuch, im Herrn der Tiere Hermes zu sehen: J. Chittenden, *Hesperia* 16 (1947) 89, dazu K. Schefold, *Orient, Hellas und Rom* 158. Ebensowenig wird die Deutung von E. Langlotz, *Die Antike* 8 (1932) 182: Dionysos, Anspruch auf allgemeine Gültigkeit haben.

<sup>49</sup> Athena: N. Yalouris, *Mus. Helv.* 7 (1950) 99f. Nachzutragen sind die Münzen des Miltiades von der thrakischen Chersonnes um 495: Seltman, *Athens* 141 (pl. 24). Hera: P. Levêque, *BCH* 73 (1949) 125. Der Löwe gehört in Samos zu Hera und wird von dort aus auf analoge Darstellungen eingewirkt haben. Vgl. N. Yalouris, loc. cit. 87.

Sehr häufig hingegen sind Löwen im Dienste der *Artemis*, der Schwester Apollons. Ich erinnere nur an die gewaltigen Tiere, welche die Gorgo im Giebel des Artemistempels von Korkyra flankieren und an die Bleilöwen, die als Weihgeschenke im Heiligtum der Artemis Orthia bei Sparta in großer Anzahl gefunden wurden<sup>50</sup>. Geläufig ist allen die Darstellung der «Herrin der Tiere», besonders im 7. Jahrhundert. Oft packt diese Göttin zwei Löwen; wie man schon längst feststellte, ist in den meisten Fällen Artemis gemeint. Auch die Tierfriese orientalisierender Vasen hat man mit Artemis als «Herrin des Draußen» (nach dem Ausdruck von Wilamowitz) zusammengebracht. Die Überlieferung ist bei Artemis fast ebenso reich wie bei Apollon und in ihrem Wesen – durch ihre Verschiedenartigkeit und ihre frühen Beispiele – verwandt. Wie Artemis mit *Kybele*, der alten kleinasiatischen Göttermutter, zusammenhängt, ist noch nicht geklärt. Kybele tritt immer mit Löwen auf; sie sitzen ihr zur Seite oder ziehen ihren Wagen. Frühe Darstellungen sind selten, geläufig wird Kybele erst seit dem 4. Jahrhundert. Heimisch war Kybele nie in der griechischen Götterwelt, sie wurde stets als Fremde aus Anatolien empfunden.

Für die griechische Kunst kam der Löwe aus dem Osten. Kein anderes Tier findet sich so häufig in den Bildwerken Anatoliens und Mesopotamiens. Wie späthethitische Vorbilder direkt und bis in alle Einzelheiten auf die Gestaltung der griechischen Löwen eingewirkt haben, hat soeben Efrem Akurgal in seinem Buch *Späthethitische Bildkunst* nachgewiesen und die Gedankengänge von Payne, Kunze und Rodenwaldt bestätigt<sup>51</sup>.

Die Deutung der altorientalischen Löwen steht noch in ihren Anfängen. Dem Nicht-Orientalisten fällt es schwer, sich im Material zurechtzufinden, zumal enzyklopädische Arbeiten über die religionsgeschichtliche Deutung der altorientalischen Kunstdenkmäler fehlen. Löwen als Tor- und Grabwächter, besonders in Vorderasien seit dem hethitischen Großreich verbreitet, fallen für unseren Zusammenhang außer Betracht.

Schon früh scheint in Mesopotamien der Löwe zur Sonne gehört zu haben. Daß der goldbraune König der Tiere mit seiner wallenden, strahlhaften Mähne als ein lebendiges Sinnbild der Sonne aufgefaßt wurde, ist psychologisch verständlich, wenn ich auch psychologische Erklärungen von letztlich Unerklärlichem nur cum grano salis verwerten möchte. Im Sternkreis wird der Löwe Zeichen der Sommersonnenwende<sup>52</sup>. Auf Siegelzylindern der I. babylonischen Dynastie um 1700 wird der Sonnengott *Shamash* meist von Löwen begleitet, oft sind sie seine

<sup>50</sup> G. Rodenwaldt, *Korkyra II* 56ff. R. M. Dawkins, *Artemis Orthia*, passim. P. Devambez, Mon. Piot 41 (1946) 41: Caeretanische Hydria im Louvre mit der folgenden Darstellung: Der von Pfeilen getroffene Tityos, Ge (oder die befreite Leto, nach der Deutung P. La Coste-Messelières ibid. p. 62), ihn beschützend, die bogenschießenden Apollon und Artemis, dahinter, unter dem Henkel, ein großer Löwe (Fig. 7), welcher nach dem Verf. zur Artemis gehört. Es ist aber nicht sicher, welche der beiden bogenschießenden Gottheiten Artemis ist und welche Apollon. Der Löwe mag zu beiden gehören.

<sup>51</sup> H. Payne, *Necrocorinthia* 67. 170. E. Kunze, *Kret. Bronzereliefs* 186. G. Rodenwaldt, *Korkyra II* 143.

<sup>52</sup> Roscher Lexicon VI 954. RE s. v. *Leo*. A. Delatte, *BCH* 37 (1913) 257.

Trabanten in der Sonnenbarke, oder sie liegen auf den Pylonen des Himmels-tores, in das der Sonnengott einzieht<sup>53</sup>. Je später, desto eindeutiger wird der Löwe im Zweistromland Sonnentier. Mit der für den Orient typischen Zähigkeit hat sich das Symbol bis heute erhalten – im persischen Wappen, einem Löwen mit gezogenem Schwerte vor der aufgehenden Sonne.

Die *anatolischen Löwen* sind nicht so leicht zu interpretieren. A. H. Krappe hat in zwei wenig beachteten Aufsätzen, ohne Kenntnis der griechischen und anatolischen Denkmäler, den altkleinasiatischen Sonnengott behandelt<sup>54</sup>: sein Attribut sei der Löwe, sein griechischer Nachfolger Apollon. Wir können wenigstens zwei hethitische Bildwerke zur Stützung seiner Grundgedanken anführen: die Reliefs von Yazilikaya und Kargamisch. Die ersten zieren die Felskammern an einer großen Tempelanlage in unmittelbarer Nachbarschaft der hethitischen Hauptstadt Boghazköy und werden um 1300 vor Chr. datiert. Im Zentrum der Darstellung steht eine Göttin auf einem Löwen, inschriftlich als Chepit, die Himmelsgöttin der Churritter, bezeichnet. Ihr gegenüber steht der Wettergott Teschub auf zwei Bergen, hinter ihr ein anderer, etwas kleinerer Gott mit einer Axt, ebenfalls auf einem Löwen<sup>55</sup>. Er ist wahrscheinlich Shini, Sohn der Chepit, der churratische Sonnengott<sup>56</sup>. Das Relief aus Kargamisch am Oberlauf des Euphrat, aus späthethitischer Zeit (8. Jahrhundert) zeigt den geflügelten Mondgott Sin gemeinsam mit dem Sonnengott Shamash auf einem kauernden Löwen stehend<sup>57</sup>. Viele, aber nicht alle altanatolischen Götter und Göttinnen stehen auf Löwen; der Löwe der alten «großen Göttin», der späteren Kybele, führt sicher bis hier herauf. Die gleiche Kontinuität lässt sich für den Sonnengott noch nicht beweisen, aber mit einiger Wanrscheinlichkeit erschließen. Den Lydern, den späteren Erben des mittelkleinasiatischen Reiches, erschien jedenfalls der Löwe als ein Sonnentier, wie über 1000 Jahre früher den Babylonier. Der irdische Repräsentant des lydischen Sonnengottes war der König, sein Wappen der Löwe, der auf den ältesten Weißgoldmünzen erscheint. Kroisos, der Philhellene, nannte ihn Apollon.

Hat nun der letzte König Lydiens zwei wesensfremde Gottheiten synkretistisch vereinigt oder schloß sich seine orientalische Apollonvorstellung an ältere an? Oder, allgemeiner gefragt: Ist Apollon mit dem altorientalischen Sonnengott zu-

<sup>53</sup> A. Jeremias, *Handb. der altoriental. Geisteskultur* 36. 112. 276. G. Contenau, *Manuel d'archéologie orientale* II 620. H. Frankfort, *Cylinder seals* 67f. 95. 160. 175; pl. XV i und n, XVIII h, XVII a, XXXIX g. *Babylonische Tonfiguren*; E. Douglas van Buren, *Yale Oriental Series* 16 (1930) pl. 36 (p. liv). Ich beschränke mich auf die Angabe einiger früher Beispiele. Der Löwe als Sonnentier auf Münzen von Südkleinasien, Kypern, Syrien usw. ist seit dem 5. Jahrhundert überaus häufig.

<sup>54</sup> A. H. Krappe, *Studi e materiali di storia delle religioni* 19/20 (1943/46) 115; JAOS 65 (1945) 144. Guter Überblick der Quellen über den altanatolischen Löwen(Sonnen-)gott; in den Folgerungen anfechtbar. Zum Gott der Himmelssonne als Hauptgott der Hethiter: L. Delaporte, *Les Hittites* 243.

<sup>55</sup> K. Bittel u. a., *Yazilikaya* 87 (Relief 44, T. 18–20); Ist. Forsch. V (1934), T. XV. H. Th. Bossert, *Alt-Anatolien* 535. 537.

<sup>56</sup> Mündliche Mitteilung von Prof. K. Bittel, Tübingen. Andere Deutungen: H. Th. Bossert, AfO (1933) 297 («Wettergott des Himmels»). H. G. Güterbock, *Turk Tarih Kurumu Belleten* VII 1 (1943) 306 («Sarruma»).

<sup>57</sup> H. Th. Bossert, *Alt-Anatolien* 857. E. Akurgal, *Althethitische Bildkunst* 150, 33.

sammengestoßen und hat dann von ihm den Löwen angenommen, oder stammt Apollon selbst aus dem Osten?

Ich glaube, daß die hier betrachteten Denkmäler zu dieser viel diskutierten Frage etwas beitragen können. In einem berühmten Aufsatz im Hermes 1903 hat Wilamowitz nachzuweisen versucht, Apollon sei aus Kleinasien nach Griechenland gekommen. In der Ilias steht er auf Seiten der Trojaner. Seine Herkunft aus Lykien scheinen seine alten Beinamen Lykegenes, Lykios sowie seine Geburtslegende von Araxa anzudeuten. Als Fremder, vom Osten kommend, zieht er in Delphi ein, in Didyma ist er vor der Einwanderung der Ionier zuhause. Auf Delos erzählte man, daß der Gott in Lykien den Winter zubringe und erst zu seinem Fest wieder erscheine. Leto wird oft als Lykierin bezeichnet; Wilamowitz bringt ihren Namen mit dem alten lykischen Göttinnennamen Lada (= Frau) zusammen. Der lykische Sänger Olen kam laut Herodot nach Delos und schuf dort die Kultgesänge für Apollon. Wilamowitz' Argumente sind inzwischen durch weitere Forschungen gestützt worden<sup>58</sup>. Er kannte die Apollonlöwen nicht; auch ignorierte er, wie die meiste Forschung seit über 100 Jahren, den solaren Aspekt des griechischen Apollonkultes. Noch Karl Philipp Moritz, der Mythenforscher aus dem Goethekreis, sah in Apollon den großen Lichtgott<sup>59</sup>. So sah ihn auch der homerische Hymnus, dessen Schilderung der Ankunft Apollons im Golf von Krissa vor der Besitznahme von Delphi wir an den Anfang dieser Arbeit gesetzt haben. Phoibos ist in antiker Deutung der Strahlende<sup>60</sup>. Die Etymologie des Beinamens bleibt ungeklärt. Gerade wieder das südliche Kleinasien kannte, zum Teil bis zur Kaiserzeit, zahlreiche Kulte des *Apollon Helios*, so etwa den *Apollon Tyrimnaios* in Thyateira in Lydien oder den *Apollon Lairmenos* in Lykien<sup>61</sup>. In Rhodos sind die Kulte des Apollon und des Helios schwer voneinander zu trennen; nach einer Vermutung Nilssons wurde Helios erst bei der Neugründung der Stadt Rhodos beim Synoikismos von 407 Hauptgott der Insel<sup>62</sup>. Die antiken Quellen über die Gleichsetzung der beiden Götter sind so zahlreich, daß es sich nicht um nur orphisches oder spätes Gedankengut handeln kann. Erwähnt seien hier nur die *Bassariden* des Aischylos,

<sup>58</sup> Wilamowitz, *Hermes* 38 (1903) 575. Quellen ebendort. F. Poulsen, *Delphische Studien* (Hist.-fil. Medd. VIII 5, 1924) 1. M. Nilsson, *Geschichte der griech. Religion* 527; *History of Greek religion* 132. F. Cornelius, *Indogermanische Religionsgeschichte* 286. W. K. C. Guthrie, *The Greeks and their Gods* 82. Gegen Wilamowitz: E. Bethe, *Antidoron Wackernagel* (1924) 14. O. Kern, *Religion der Griechen* I 110. Lit. zur Etymologie s. Anm. 66. Wichtig der Hinweis von K. Latte, *Harv. Theol. Rev.* 33 (1940) 13 auf lykische Elemente (Patara!) im delphischen Orakel.

<sup>59</sup> K. Ph. Moritz, *Götterlehre* I. Aufl. (1892) 90 ff. Ich zitiere nur die neueste Stimme der Ignorierung des solaren Charakters Apollons: "The popular view of Apollon as a sun-god... has been fairly conclusively shown to be without foundation as an explanation of his original and essential nature" (W. K. C. Guthrie, *The Greeks and their Gods* [1950] 74). Vgl. aber J. Beloch, *Gr. Gesch.* I<sup>2</sup>, 156.

<sup>60</sup> Plut. *De E ap. Delph.* 393 C. Hesych. s. v. *Φοῖβος*. Macr. *Sat.* I 17, 33 u. a.

<sup>61</sup> Apollon Tyrimnaios: J. Babelon, *Rev. num.* 1947/48, 1. Inschriften mit «Helios Pythios Apollon Tyrimnaios»: J. Keil u. A. v. Premerstein, *Bericht über eine 2. Reise in Lydien* (1911), 16. 55–115. J. Keil, *Anatolian Studies pres. to W. M. Ramsay* (1923) 259. Apollon Lairmenos: MAMA IV 269. 270. 275–277B. 279. 280. 285.

<sup>62</sup> M. Nilsson, *Arch. Rel.* 30 (1933) 142 Anm. 7. H. van Gelder, *Gesch. der alten Rhodier* 38.

der *Phaethon* des Euripides, die *Gesetze* des Platon. Nach der Inhaltsangabe der *Bassariden* besteht der Konfikt darin, daß Orpheus den Dionysos nicht anerkennen will, daß er aber den Helios als größten Gott verehrte, den er dem Apollon gleichsetzte. In der Nacht steigt der Sänger auf den Berg Pangaios in Thrakien, um bei Sonnenaufgang droben seinem Gotte zu huldigen; dabei wird er von den Täbantanen Dionysos verfolgt und getötet<sup>63</sup>. Im *Phaethon* war der Vater des Helden, Helios, identisch mit Apollon<sup>64</sup>: Im 12. Buch von Platons *Gesetzen* sind Apollon und Helios in einem gemeinsamen Heiligtum zu Hauptgöttern des Staates erhoben<sup>65</sup>.

Anderseits nahm Helios selbst nur einen untergeordneten Platz im griechischen Pantheon ein. Noch Aristophanes nennt ihn im *Frieden* einen Barbarengott (409ff.). Überhaupt konnten Götter, die ein einzelnes Naturphänomen verkörperten, bei den Griechen nicht die religiösen Vorstellungen beherrschen wie im Osten. Dem Griechen erschienen seine Götter als etwas Umfassenderes, weniger Fixiertes.

Ziehen wir aus dem Gesagten unsere Schlußfolgerung. Die Reihe der Apollonlöwen beginnt so früh und mit so eindrucksvollen Denkmälern, daß wir ein spätes Zusammentreffen wesensfremder Elemente für ausgeschlossen halten. *Nach unserer Auffassung ist Apollon ursprünglich mit dem anatolischen Sonnengott identisch; mit seiner Mutter Leto und seiner Schwester Artemis kommt er aus dem Osten; der Löwe ist sein Begleiter von Anfang an.*

Aber damit beginnen eigentlich erst die großen historischen Probleme der Apollonfrage. Die Etymologie seines Namens ist noch nicht geklärt, und so bleibt offen, ob der Gott bei seiner Wanderung vom Osten nach Griechenland schon seinen Namen trug<sup>66</sup>. Auch läßt sich heute noch nicht sagen, ob Apollon schon mit den sogenannten Frühhelladikern vor den Indogermanen am Ende des 3. Jahrtausends aus Kleinasien in Griechenland eintraf. Es scheint, daß durch die dorische

<sup>63</sup> Eratosth. *Catast.* 24, 140 (Nauck TGF 9).

<sup>64</sup> Eurip. fr. 781.

<sup>65</sup> Plat. *Leg.* XII 945 E. 946 D. Weitere Quellen zu Apollon-Helios: Aesch. *Hik.* 213f. Orph. fr. 172 Kern. Kallim. fr. 302 Pf (= 48 Schn). Plut. *De Pyth. or.* 400 CD. Plut. *De def. or.* 413 C. Ps. Plut. *De vita Hom.* 202. Dio Chr. *Or.* 31, 11. Schol. Arist. *Nub.* 595. Schol. Arist. *Pax* 410. Philochoros FGr Hist 328 F 88a. Macr. *Sat.* I 21, 13; I 17, 10. Aelian *H. an.* V 39. Schol. Aristoph. *Nubes* 595. Vgl. K. O. Müller, *Die Dorier* 1 286. 289. Der goldhaarige Apollon in Kunst und Dichtung: J. D. Beazley, Cl. Rev. 43 (1949) 83. Apollon als Gott des Tageslichts: Eurip. *Rhesos* 56–66 (dazu S. H. Steadman CR 59 [1945] 6). Bei Paus. VIII 46, 4 hat Facius aus Ἀπόλλωνος Ἡλίοιο (Mss.) Αὐγεῖον emendiert. Aber Apollon Lykios ist für Didyma nicht beglaublicgt. Sollte es nicht Ἡλίοιο heißen? Vgl. dazu die Münzbilder von Milet mit Apollon und dem Löwen, der sich nach der Sonne umschaut (s. Anm. 32). Einige mit der Inschrift ΕΓ ΔΙΔΥΜΩΝ ΙΕΡΗ: BMC Ionia 189.

<sup>66</sup> Zum bekannten Problem Apollon = Appaliunas? der hethitischen Texte: J. Friedrich, MVAG 34, 1 (1930), 81, D 27. E. Forrer, Rev. hit. as. I (1931) 141. P. Kretschmer, Glotta 24 (1936) 250; 31 (1948) 101. F. Sommer, IF 55 (1937) 176. Dazu ein neuer Text: B. Hrozný, Archiv Orientální 8 (1936) 194. M. Nilsson, *Greek Popular Religion* 79. Zu Apollon = lyd. Pldans?: A. Götz, *Kulturgesch. des alten Orients* III 1, 195. RE 26, 2159. Sardis VI 2, 23. 1. 3. 10; 46. 4. E. E. Sturtevant, *Language* 1 (1925) 76: Der Verfasser äußert sich sehr positiv zur Gleichung Apollon = Pldans und hält das Auftreten des Namens Apollon in lydischer Form auf den lydischen Inschriften für einen Beweis der vorgriechisch-kleinasiatischen Herkunft des Namens.

Wanderung der Apollonkult in Griechenland einen großen Aufschwung erfuhr und daß die Dorier an vielen Orten alte Lokalgötter mit Apollon verschmelzen ließen.

Das Bild des Gottes, das hier vor uns erscheint, weicht von dem uns geläufigen stark ab. Die uns gewohnte Vorstellung, die griechische Kunst und griechische Dichtung gebildet haben, darf damit nicht umgestoßen werden. Pfeil und Bogen, Omphalos und Dreifuß, Lorbeer und Lyra haben den Löwen verdrängt. Dem Griechen im Mutterland erschien Apollon seit dem Ende der archaischen Zeit als Weissagegott, als Verkünder des Wahren, als Veredler der Menschen, als Kämpfer gegen die Mächte der Unterwelt, so wie er in den *Eumeniden* des Aischylos vor uns ersteht; nicht an eine Naturerscheinung gebunden, sondern eine viel allgemeinere Größe. Doch im Osten, von wo Apollon als Sonnengott mit dem Löwen herkam, hielt sich die Vorstellung länger und zäher. Noch im 3. Jahrhundert war es für den Pamphylier Artemidoros natürlich, den Löwen als Wahrzeichen Apollons auf den Felsen von Thera zu setzen.

Wir müssen uns immer bewußt bleiben, daß die Götterwelt der Griechen auf einem Grund von solchen Vorstellungen gebaut war und daß sie diesen Grund bis zu ihrer Auflösung nie verließ. Das Gebäude erhob sich freilich hoch darüber; Künstler und Dichter wirkten zu seiner steten Wandlung und Vergeistigung und entzogen es dem Hang zu theologischer Fixierung, den jede Religion in sich trägt.

## Bemerkungen zu den Resten der Briefe Varros

Von Hellfried Dahlmann, Marburg

Friedrich Matz zum 60. Geburtstag

Von Varros *epistulae* und den *epistulicæ quaestiones* sind nur sehr dürftige Überreste erhalten: Fragmente der Briefe stehen allein bei Nonius, der sie zehnmal<sup>1</sup> und viermal eine *epistula Latina* (so ist dreimal, an der vierten Stelle ist *epistulis Latiniae* überliefert) von zwei Büchern zitiert; 14 meist reichere Fragmente aus den *epistulicæ quaestiones* von mindestens acht Büchern verdanken wir Gellius (drei), Festus (zwei), Charisius (vier bzw. sechs), Diomedes (zwei) und Servius (eins)<sup>2</sup>. Die Reste der *epistula Latina*, die keinesfalls einen Teil der *quaestiones* gebildet haben kann, und die der mit Adressatennamen zitierten Briefe gehören in Sprachstil und Inhalt eng zusammen und scheiden sich von den *epistulicæ quaestiones* ähnlich wie die *satura Menippea* von den *Logistorici*. In den Briefen, die, wie die Fragmente noch erkennen lassen, ganz persönlich den Empfänger ansprechen, herrscht der auch den Menippeen eigene Ton leichter umgangssprachlicher und humorvoller Konversation, das *στονδαιογέλων*, in den *quaestiones* wie in den *Logistorici* die ernste Erörterung eines sachlichen Themas, das *στονδαιον*. Das *subtiliter referre* nennt Festus 142 als eine Eigentümlichkeit der *epistulicæ quaestiones*<sup>3</sup>.

<sup>1</sup> Das elfte Zitat 112, 27 M aus Gellius II 10, 3 gehört zu den *quaestiones*: so richtig Ritschl *Op.* III 477ff.; Riese 259; Funaioli S. 262, Fg. 228. Das beweist der gelehrte Inhalt und legt die Tatsache nahe, daß Gellius sonst immer nur Briefe aus den *Quaestiones*, nie Einzelbriefe zitiert. Bei Nonius, der abgesehen allein von dieser einzigen aus Gellius entnommenen Stelle nur aus den *epistulae* anführt, weist diese schon die abweichende Form des Zitates (*Varro in epistula quam ad Servium [so Mercerus, adversus Marcum edd.] Sulpicium dedit*) aus der Zugehörigkeit zu den sonst in gleicher Form erwähnten *epistulae*. Das Fehlen von Zitaten aus den *epistulicæ quaestiones* bei ihm, abgesehen von dieser einen Stelle, erklärt sich wohl daraus, daß Nonius' Interesse für den *sermo cotidianus* und lexikologische Seltenheiten in ihnen weit mehr befriedigt wurde als in den der wissenschaftlichen Literatur angehörenden *quaestiones*.

<sup>2</sup> Zehnmal werden sie genannt in der Form *epistulicarum quaestionum* (einmal darunter ungenau *quaestiones epistulicæ* Festus 142; zu erwähnen ist hier noch GL V 588, 19 *quaestio generis feminini, ut Varro 'questiōnū epistulicarū'*): achtmal davon (außer Diomedes 401, 1 und Servius *Georg.* I 43) mit der Angabe des Buches. Zweimal findet sich eine unge nauere Form: Char. I 109, 1 (= 139, 10 Ba.): *in epistulicarum VI* und Char. 73, 3 (= 92, 10 Ba.): *epistulicarum VII*. Dazu treten zwei Stellen bei Charisius 104, 20 (= 133, 8 Ba.): *Varro epistularum III* und Char. 108, 10 (= 138, 14 Ba.): *Varro epistularum VIII*, wo Ritschl (*Op.* III 477) und Keil (ad l.) richtig schon wegen des von den Briefen ganz verschiedenen, den *quaestiones* eigenen, rein wissenschaftlich-grammatischen Inhalts der beiden Bruchstücke Verschreibungen aus *epistulicarum* angenommen haben. Barwick behält die Überlieferung bei; s. auch Fun. S. 263. Als 15. Fragment tritt hinzu Gell. II 10. Meine Entscheidung RE Suppl. VI 1226 halte ich hier und an mancher anderen Stelle nicht mehr aufrecht.

<sup>3</sup> Dieser Unterschied des Charakters der Briefe von dem der *quaestiones* fällt auch bei den wenigen aus jenen erhaltenen Sätzen im Vergleich zu den gelehrteten Ausführungen der

Es lohnt sich, diese Fragmente, die zuletzt vor nahezu hundert Jahren in einem Dorpater Universitätsprogramm von 1852 Ludwig Mercklin in seinen *Quaestiones Varronianae* (S. 11–20) eingehender behandelt hat, erstmalig wirklich zu edieren<sup>4</sup> und zu erklären. Hier seien einige Untersuchungen allein über die *epistulae* vorgelegt, die bei der Arbeit an diesen Bruchstücken entstanden.

### I. *Varro ad Neronem*

1. Ein besonderes Problem stellen zwei eben nicht berücksichtigte Zitate *ad Neronem*, die man seit Popma (ed. *Bipont.* I 199) und Ritschl (*Op.* III 407) unter die Bruchstücke der Briefe Varros eingereiht hat. Für Popma war dies schon allein dadurch begründet, daß er das zweimalige Zitat der gleichen Stelle einer *epistula* Varros *ad Varronem* bei Nonius (26, 9 und 167, 20) in *epistula ad Neronem* verbesserte. Somit waren nach seiner Meinung die Zitate *ad Neronem* aus eben diesem Brief – oder aus Briefen – an Nero genommen. Ritschl (*Op.* III 407; s. 477 und 494, 6), Mercklin (a. O. 12) und Lucian Müller (in seiner Nonius-Ausgabe zu den Stellen) haben sich dieser Konjektur angeschlossen, während Riese (*Varr. sat. rel.* [Leipzig 1865] 260), der eigene Briefe Varros *ad Varronem* und *ad Neronem* annimmt, und Lindsay in seiner Nonius-Ausgabe ihr mit Recht nicht gefolgt sind. Denn es steht nicht das mindeste im Wege, daß Varro an einen Bluts- oder Gentilverwandten seines Namens Briefe geschrieben hat<sup>5</sup>.

Das eine Bruchstück *ad Neronem* steht bei Charisius GL I 130, 17 (= Ba.

*quaestiones* unmittelbar ins Auge. Bemerkt hat das bereits G. Boissier, *Etudes sur la vie etc. de M. T. Varron* (Paris 1861) 316: ‘Varron plaisantait donc quelquefois dans ses lettres, et l’on y retrouvait cette gaieté franche des Ménippées ...’; 319: ‘dans les fragments qui restent des Epistolacae quaestiones, toute trace de correspondance familiale a disparu. On ne retrouve plus ces détails de la vie privée, ces plaisanteries ...; ici, la science paraît seule’. Ritschl *Op.* III 477ff. hatte es für nicht unwahrscheinlich gehalten, daß die Briefzitate des Nonius sich auf die *quaestiones* beziehen, obwohl allerdings, wie er richtig bemerkt, in ihnen keine Spur einer wissenschaftlichen Erörterung vorkommt; III 494, 6 nimmt er dagegen unbedenklich die Existenz sowohl der *quaestiones* als daneben einer Sammlung von Einzelbriefen an. Siehe auch Peter, *Der Brief in der römischen Literatur* (Leipzig 1901) 216f. und Mercklin a. O. 11ff.

<sup>4</sup> Die Fragmente der *epistulae* und *epistulacae quaestiones* stehen, höchst unzulänglich gesammelt, bei Popma in der *Bipont.* I 193ff.; die grammatischen bei Funaioli S. 261ff.; die Briefe auch bei Riese 259f., die der *epistula Latina* 43, 1.

<sup>5</sup> Siehe auch Riese a. O. 260 im Apparat: ‘*principium aliquem suum?*’ – Diesen Varro, der vielleicht ein sonst nicht bekannter Träger des Cognomens aus Varros engerer Verwandtschaft sein könnte, mit Sicherheit zu identifizieren, wird allerdings kaum gelingen. Ich will mich auf Mutmaßungen nur kurz einlassen: Unter den der Zeit nach in Betracht kommenden bekannten Angehörigen der *gens Terentia*, die Münzer in der RE behandelt, stehen mehrere in Frage: Nr. 79, 82, 87, kaum 89; vielleicht aber A. Terentius Varro Murena Nr. 91. Erinnert sei auch an Ciceros Vetter, den Sohn des Aculeo und der Helvia, der Schwester von Ciceros Mutter, C. Visellius Varro, den Cicero *Verr.* I 71 und *de prov. cons.* 40 (auch Vitruv II 8, 9) lediglich C. Varro nennt. Cicero etwa gleichaltrig, stand er in seiner Jugend mit diesem und Q. Cicero sowie mit Caesar in Verkehr (*de prov. cons.* 40); als *tribunus militum* war er, vielleicht zusammen mit Caesar, im Jahre 79 in Asien; im *Brutus* 264 wird er von Cicero als *doctus in primis*, als *perfectus in litteris* und vorzüglicher Kenner des *ius civile* gerühmt. Er starb als *index quaestionis* nach Bekleidung der curulischen Ädilität, vermutlich nach 58 (s. A. III 23, 4). Für ihn sprächen seine Verwandtschaft mit Varros Freund Cicero, sein Verkehr auch mit Caesar und nicht zuletzt seine literarischen und juristischen Interessen und Kenntnisse.

166, 1): *Varro ad Neronem* ‘*a Lare familiare*’, das andere bei dem Autor *De dubiis nominibus* GL V 590, 26: *Simbolum generis neutri, ut Varro ad Neronem*. Inhaltlich und auch für die stilistische Form geben diese wenigen Worte so gut wie gar nichts aus. Das im zweiten Fragment überlieferte ‘*in Neronem*’ hat Haupt richtig in ‘*ad Neronem*’ verbessert. Für das überlieferte *simbolum* bzw. *simbulum* (= *symbolum*) hatte er *simpulum*<sup>6</sup> in den Text gesetzt: zu Unrecht, wie Brinkmann auf Grund der tadellosen Überlieferung und der falschen von Haupt angesetzten Form festgestellt hat<sup>7</sup>. Sachlich würde es überdies nicht zutreffen. Der Autor *de dubiis nominibus* führt die Autorität Varros für den neutralen Gebrauch des Wortes *symbolum* an, während auch das Maskulinum *symbolus* häufig begegnet; beim Schöpfgefäß *simparium* (*simpulum*) jedoch stand mit nie bezweifelter Sicherheit fest, daß neben dem *genus neutrum* kein anderes in Frage käme.

Nun spricht zwar viel dafür, ja ist es das Nächstliegende, daß es sich auch bei den beiden Zitaten *ad Neronem* um Briefstellen handelt. Immerhin ist aber doch die Möglichkeit nicht ganz von der Hand zu weisen, daß sie aus einem von Varro einem Nero gewidmeten Buch entnommen sind, obwohl fast durchweg bei Aufführungen von Buchtiteln mit dem Namen des Adressaten außer diesem auch die Buchzahl angegeben wird, während bei Briefzitaten sowohl das eine wie das andere – etwa bei Nonius – sehr häufig ist. Denn wenn man bedenkt, daß bei Charisius an sechs Stellen nach aller Wahrscheinlichkeit nur die *epistulicae quaestiones*, nemals aber in der klaren Form wie bei Nonius Briefe mit dem Adressatennamen erwähnt sind, könnte man wohl nicht ohne Grund in Frage ziehen, ob in dem einen Zitat *ad Neronem* das einzige Mal bei ihm ein Brief oder nicht vielmehr eine Schrift in der Form der Nennung des Adressaten bezeichnet sei. Aus dem *libellus de dubiis nominibus* läßt sich für diese Frage nichts mit Sicherheit feststellen. In ihm wird mit ganz seltenen Ausnahmen lediglich der Autoname genannt, anders allein, abgesehen von unserem Fragment, 572, 16 *Cicero ad Pansam* (aus einem Brief, s. C. F. W. Müller IV 3, 298, Sjörg. XI 157 Fg. 4), und 584, 27 *Varro ad Ciceronem* (aus l. l. siehe G.-S. 193, 19). Die beiden durch Charisius und den Autor *de dubiis nominibus* erhaltenen Zitate *ad Neronem* röhren letztlich her aus den Büchern *dubii sermonis* des älteren Plinius und sind von diesem aus Varro entnommen<sup>8</sup>. Aus Plinius stammen durch die Vermittlung des Julius Romanus auch die sechs Erwähnungen der *epistulicae quaestiones* bei Charisius (s. Froehde a. O. 623) und die zwei aus dem gleichen Werk bei Diomedes, aber kein einziges wirklich als Brief bezeichnetes Fragment Varros. Diese stehen vielmehr alle bei Nonius und bezeichnen auch *expr. ssis verbis* neben dem Adressaten die Herkunft aus Varros *epistulae*. Um also eine Sicherheit zu gewinnen, ob unter den

<sup>6</sup> Gleich *simparium*; s. *Men.* 115 = Non. 544, 26; *de v. p. R.* Fg. 54 Riposati = Non. 545, 23; *l. l.* 5, 124 ist zweimal *simpulum* überliefert.

<sup>7</sup> Allein *simparium* (nicht *simpulum*) ist richtig; s. Brinkmann A. L. L. 15, 139ff.; vorher schon Bücheler *Kl. Schr.* I 556.

<sup>8</sup> S. O. Froehde, *de C. Julio Romano Charisii auctore* (Leipzig 1892) 627ff. 621; Beck, *Plinii lb. dub. serm. VIII rel.* (Leipzig 1894) 12. 78.

beiden auf Plinius zurückgehenden Zitaten *ad Neronem* Erwähnungen von Briefen zu verstehen sind, muß man die Art, wie Plinius sonst in seinem grammatischen Werk Briefe angeführt hat, kurz betrachten. Hier weisen eine ganze Reihe gleichartiger bei Charisius durch Iulius Romanus aus Plinius überliefelter Zitate (s. dazu Froehde a. O. 622f.) mit Sicherheit oder doch mit größter Wahrscheinlichkeit auf Brieffragmente, wenn allerdings auch keine dieser Stellen aus tatsächlich erhaltenen Briefen herrührt. In unmittelbarer Nähe des Zitates des Charisius *ad Neronem* (130, 17) steht *familiari pro familiare Brutus ad Caesarem: a Scaptio familiari meo* (Char. 130, 14 = 165, 31 Ba.; Beck S. 12), gewiß einem Briefe des Brutus an Caesar entnommen, s. auch Schanz-Hosius I<sup>4</sup> S. 397; Char. 129, 6 (= 164, 8f. Ba.; Beck S. 17) zitiert *Augustus ad Antonium: fretu cessi*, mit Sicherheit auch aus einem Brief, s. Schanz-Hosius II<sup>4</sup> S. 12, Malcovati, *Augusti operum fragmenta* (Turin 1928) 16 Fg. XLVI; Char. 79, 20 (= 110, 15 Ba.; Beck S. 30) *Caesar ad Pisonem: locellum tibi signatum remisi* hat Klotz mit Recht unter die Bruchstücke der Briefe Caesars (S. 206) gestellt; Char. 146, 31 (= 186, 9 Ba.; Beck S. 22) *vectigaliorum Cicero ad Atticum* haben C. F. W. Müller IV 3, 305 und Sjögren XI 167 als einziges Fragment der Atticusbriefe, und Diomedes 375, 27 (Beck S. 36) *Cicero ad filium: ceris deletis* unter den Überresten der Briefe Ciceros an seinen Sohn (IV 3, 302; Sjögr. XI 163 Fg. 3) aufgeführt. Die mehrfachen Zitate *Pomponius Secundus ad Thraseam* Char. 125, 23 (= 160, 3 Ba.; Beck S. 19f.), Diomedes 371, 18 (Beck S. 35), Priscian 538, 29 erklären Schanz-Hosius II<sup>4</sup> 476 für Reste aus einem Briefwechsel des Pomponius Secundus mit Thrasea (s. auch Froehde 610), Cichorius (*Röm. Studien* 423) für solche aus einer in Briefform gekleideten Schrift. Bei der wegen der Nennung der Buchzahl etwas differierenden Angabe *Asinius Pollio ad Caesarem I in sequenti die* (Char. 134, 3 = 170, 24 Ba.; Beck S. 13) ist auch an eine Briefstelle zu denken<sup>9</sup>. Die sonstigen, letztlich aus Plinius herrührenden zahlreichen Zitate des Charisius und die wenigen des Diomedes, wo nur die Adressatennamen angegeben sind, beziehen sich auf Varros Werk *de lingua Latina* und weisen die Form *Varro ad Ciceronem* auf, unterscheiden sich aber durchweg von fast allen eben angeführten dadurch, daß sie die Buchzahl mit angeben, z. B. *Varro ad Ciceronem V*; mit der einzigen Ausnahme der schon erwähnten Stelle aus dem durch die Ungenauigkeit der Zitierungen ausgezeichneten *libellus de dubiis nominibus* GL V 584, 27 (Beck S. 71), wo ohne Buchangabe *Varro ad Ciceronem* steht.

Bei diesem Befunde ergibt es sich, daß sich die beiden aus Plinius' grammatischem Werke erhaltenen Zitate *Varro ad Neronem* auf einen Brief Varros an einen Nero beziehen. Für die Lokalisierung eines solchen Briefes sind zwei Möglichkeiten vorhanden. Einmal könnte es einer der jeweils an bestimmte Personen gerichteten Briefe gelehrt Inhalten gewesen sein, die in den *epistulicae quaestiones* standen.

<sup>9</sup> Schanz-Hosius II<sup>4</sup> 27, 9 und 29 (Mitte) schwanken in der Erklärung: An der einen Stelle halten sie die Worte für einen Briefrest, an der anderen bezeichnen sie es als unklar, was es für eine Bewandtnis auf sich habe.

Und dafür, daß es sich beim Briefe an Nero um einen solchen handelte, könnte man das Fehlen der stark persönlichen Note, wie sie die Fragmente der Einzelbriefe aufweisen, geltend machen. Weiter könnte dafür sprechen, daß Plinius sonst, soweit feststellbar, nie die Einzelbriefe, wohl aber, wie Charisius und Diomedes zeigen, die *quaestiones* stark herangezogen hat. Es läge dann mit *ad Neronem* ähnlich wie mit der *epistula* Varros an Servius Sulpicius, die von Gellius (*N. A.* II 10; vgl. Non. 112, 27) als Brief, nicht als ein Bestandteil der an drei anderen Stellen angeführten *epistulicae quaestiones* genannt wird und doch mit Sicherheit aus inhaltlichen Gründen zu den *quaestiones* gehört. Man könnte aber auch meinen, der Brief an Nero gehöre in die gleiche Reihe wie die von Nonius mit den Adressaten genannten. Dafür spricht die Erwägung, daß bei der Kürze der beiden Fragmente die Forderung nach der Spur einer persönlichen Note, wie sie die Briefreste bei Nonius zeigen, nicht gestellt werden dürfe. Ferner die von der recht häufigen sonst bei den *quaestiones* üblichen Zitierweise des Plinius abweichende Form, daß nur der Name, aber nicht, wie stets bei den *quaestiones*, nur das Werk (anders also als bei Gellius; s. *N. A.* 14, 7) genannt ist. Das hieße dann, daß Plinius, soweit es die Grammatiker erkennen lassen, aus der Zahl der *epistulae* Varros allein aus einer solchen *ad Neronem* zitiert<sup>10</sup>, während die Namen der fünf übrigen bekannten Briefempfänger nur durch die zehn Bruchstücke des Nonius überliefert sind. Ich neige zu dieser Lösungsmöglichkeit (s. auch Ritschl *Op.* III 494, 6), bin mir aber wohl bewußt, daß sie nicht die unbedingt erforderliche ist. Wie dem auch sei, Nero war ein Briefadressat Varros, sei es in einer der *quaestiones* oder in einer *epistula*.

2. Man kann nunmehr die Frage stellen, welcher Angehörige der Gens Claudia mit dem Cognomen Nero Varros Adressat gewesen ist. Soweit ich sehe, hat sich zu ihr niemand außer Münzer geäußert, der in seinem Artikel über Ti. Claudius Nero, den ersten Gatten der Livia (RE III 2777 f. Nr. 254), die Vermutung ausgesprochen hat, daß Briefe Varros *ad Neronem* kaum an einen anderen als an ihn gerichtet gewesen sein können. Mir will das wenig glaubhaft erscheinen. Dieser Nero war viel jünger als Varro – 48 Quaestor, wird er um 80 geboren sein; 50 wollte er Ciceros Tochter Tullia heiraten – und Beziehungen irgendwelcher Art zwischen den beiden Männern sind weder bekannt noch lassen sie sich wahrscheinlich machen. So spricht für die Adressierung eines Briefes Varros an ihn nicht das Geringste. Viel näher liegt es jedenfalls, im Empfänger den anderen uns bekannten Zeitgenossen Varros Ti. Claudius Nero zu erkennen (RE III Nr. 253), der wohl der Vater von Liviias erstem Gatten war<sup>11</sup>. Wenn man bedenkt, daß er vermutlich

<sup>10</sup> So trate neben sechs bei Char. erhaltene Überreste aus den *quaestiones* einer aus einer *epistula*; auch beim *autor de dub. nom.* findet sich neben dem Bruchstück aus *ad Neronem* die Kenntnis der *epist. quaest.* V 588, 19.

<sup>11</sup> So Mommsen, *Münzwesen* 613; Münzer RE III 2777 mit dem Hinweis darauf, daß der Vater von Liviias erstem Gatten auch ein Tiberius Claudius Nero war (C. I. L. XI 3517); Jacobs-Wirz-Kurfess in ihrem Sallust-Kommentar<sup>11</sup> (Berlin 1922) zu *Catil.* 50, 4 stellen das als sicher hin. Der Zeit nach würde es sehr gut stimmen.

ums Jahr 84 Münzmeister war (s. Mommsen, *Münzwesen* S. 613, Nr. 246; auch S. 366ff.), also wohl noch nicht Quaestor, und im Jahre 63 Prätorier, als er am 5. Dezember bei der Senatsberatung über die Bestrafung der Catilinarier für den Aufschub des Urteils bis nach dem Sieg über Catilina eintrat (App. b. c. II 5; s. auch Sall. *Cat.* 50, 4), so wird er etwa ein Altersgenosse Varros gewesen sein, der wohl im Jahre 68 die Prätur bekleidete. Er war auch wie Varro ein getreuer Anhänger des Pompeius. Beide wurden 67 während des Seeräuberkrieges von ihrem hohen Freunde als seine Legaten mit Flottenkommandos im mittelländischen Meere betraut, Varro zum Schutze Siziliens und des Ionischen Meeres (s. r.r. II *praef.* 6), Nero zur Sicherung Spaniens und der Meerenge von Gibraltar (App. *Mithr.* 95; Flor. I 41, 9). Ähnliche Legationen versahen zur gleichen Zeit im Auftrage des Pompeius auch L. Sisenna und Q. Caecilius Metellus Nepos (cons. 57), ebenfalls Freunde und ungefähr Altersgenossen Varros, deren einen Varro als Titelträger des *Logistoricus de historia* ehrte, deren anderer anscheinend der Titelträger des *Logistoricus Nepos* ist<sup>12</sup>. Dieser Nero kommt, als Angehöriger dieses Kreises, vorzüglich als Adressat Varros in Betracht.

3. Von den vier weiteren Empfängern der Briefe<sup>12a</sup>, die außer Fufius und Fabius wie Varro und Nero mit den Cognomina bezeichnet sind, sind zwei mit Sicherheit zu bestimmen: 1. Caesar, der Diktator. Dessen persönliche Beziehungen zu Varro reichen schon in verhältnismäßig frühe Zeit hinauf, mindestens bis in Caesars Konsultatsjahr 59, wo Varro zu dem mit der Durchführung der *lex Iulia agraria* beauftragten 20-Männer-Ausschuß gehörte (s. RE Suppl. VI 1176), vgl. auch Caesar b. c. II 17, 2: *necessitudinem quidem sibi (sc. Varroni) nihil minorem cum Caesare intercedere*. 2. Fufius, nämlich Q. Fufius Calenus, der, wie Münzer RE VII 204 gezeigt hat, nicht erheblich jünger als Varro gewesen sein kann. Seine Freundschaft mit Varro ist wohl bekannt: Er ist der Titelträger des *Logistoricus Calenus*<sup>13</sup> und Varros Lebensretter bei den Proskriptionen des Antonius im Jahre 43; s. App. b. c. IV 47; RE Suppl. VI 1178.

Unter den zur Wahl stehenden Fabii ist eine unzweifelhaft sichere Entscheidung nicht zu treffen. Kaum wird Varros Adressat der Cäsarianer C. Fabius, Propraetor von Asien 57/6, der seit 54 als Legat Caesars in Gallien stand (RE Nr. 17), gewesen sein, noch weniger der Legat des Lucullus im mithridatischen Kriege M. Fabius Hadrianus (RE Nr. 83). In nähere Erwägung hatte bereits Ritschl

<sup>12</sup> Wohl nicht der Biograph Cornelius Nepos, wie man Ritschl Op. III 414 folgend meist annimmt, z. B. Schanz-Hosius I<sup>4</sup> 352, R. Müller, *Varros Logistoricus über die Kindererziehung* (Leipzig 1938) 29, zweifelnd Wissowa RE IV 1410. Das Richtige hat Cichorius, *Röm. Stud.* 238, kurz ausgesprochen und lässt sich, was hier zu weit führt, näher begründen.

<sup>12a</sup> Die Noniuszitate aus ihnen sind im 3. Kap. behandelt außer dem Fragment der *epistula ad Fabium* Non. 413, 24.

<sup>13</sup> s. auch Münzer a. O. 207; Cichorius, *Röm. Stud.* 238; vgl. RE Suppl. VI 1264, wo ich mich klar hätte entscheiden sollen, da der von Ritschl Op. III 414 vermutete C. Subernius Calenus, der durch den Brief fam. 8, 13 als einziger Angehöriger der gens *Subernia* bekannt ist, schon deswegen nicht in Betracht kommen kann, weil *Calenus* nicht sein Cognomen ist, sondern so lediglich sein Herkunftsstadt bezeichnet wird.

(*Op. III 415*) Q. Fabius Sanga (RE Nr. 143), Q. Fabius Vergilianus (RE Nr. 154) und den Parteigänger Caesars Q. Fabius Maximus, der als Konsul am 31. D z. 45 plötzlich starb (RE Nr. 108), gezogen. Der letzte paßt am besten. Denn er war nicht nur der hervorragendste und bekannteste Vertreter seiner *gens* in varronischer Zeit, den man bei einer bloßen Anrede unter dem *gentile* Fabius unmittelbar verstanden haben wird, sondern Varro wird ihn auch geschätzt haben wegen seines starken Interesses an der Geschichte und der Wiedererweckung des Ruhmes seiner Familie. Er erneuerte den *fornix Fabianus*, in dem er die Statuen seiner Ahnen und seine eigene aufstellen ließ (vgl. Cic. *Vatin.* 28) und veranlaßte, wie sein Amtsgenosse in der curulischen Ädilität von 57 Q. Caecilius Metellus Pius Scipio, wahrscheinlich der Titelträger des *Logistoricus Pius de pace*<sup>14</sup>, Varros Freund Atticus, die Geschichte seiner Ahnen zu schreiben (*Nepos Att.* 18, 4).

Über den Marullus endlich wage ich nichts Bestimmtes zu sagen. Ritschl (*Op. III 415*) nahm den caesarfeindlichen Volkstribunen von 44 C. Epidius Marullus als den Empfänger an, für den ich sachlich nichts geltend zu machen wüßte. Vielleicht war es der Rhetor Marullus, der Lehrer des älteren Seneca und des Porcius Latro, uns aus Senecas Controversien wohl bekannt (bes. I *Praef.* 22f. II 2, 7. VII 2, 11); und ich wüßte, wie ich nebenbei anmerken möchte, nicht, was dagegen spräche, diesen Marullus zu identifizieren mit dem von Sueton (*Rhet.* 28) genannten M. Epidius, dem Redelehrer des Marcus Antonius und des Augustus, den die *Vita Bernensis* (S. 44 Diehl) auch als den des Vergil angibt.

4. Hier sei es erlaubt, eine weitere Kombination anzuschließen, obwohl ich mir bewußt bin, daß sie nicht zu völliger Evidenz gebracht werden kann.

In den herkulanensischen Rollen sind in den Papyras Nr. 1014 – und vielleicht auch in Nr. 188 (und 1113) – Reste einer Schrift  $\pi\epsilon\varrho\iota\pi\omega\mu\alpha\tau\omega\tau$  erhalten. Auf dem Papyrus 1014 ist der Verfassernname  $\Delta\eta\mu\tau\varrho\iota\sigma\pi\epsilon\varrho\iota\pi\omega\mu\alpha\tau\omega\tau$  überliefert. Wilhelm Crönert, der in seinem Buche *Kolotes und Menedemos* (Leipzig 1906) 100ff. und 106 ff. diese Papyri behandelt, hat auf S. 100 die letzten Sätze des Pap. 1014, d. h. den Schluß des zweiten Buches und vermutlich des ganzen Werkes veröffentlicht<sup>15</sup>: ἀλλὰ γὰρ ἵνα μὴ καὶ τοῦτο ἀσύμμετρον ποιήσωμεν τὸ ὑπόμημα καθάπτει τὸ πρῶτον, αὐτοῦ καταπλάσω τὴν γραφήν. πολλὴ δέ σοι χάρις, ὡς φύλαττε Νέων, οὐ μύρον ὑπομνηστί μοι ἐν διατοιβαῖς πλεῖστον συμβαλλομέρω ... Er hat weiter mit vollem Recht die Abhandlung dem Epikureer Demetrios Lakon zugewiesen (s. bes. S. 105). Die Bedenken Jensens (*Philodem, über die Gedichte* [Berlin 1923] 97, 2), der wieder die Möglichkeit erwog, sie dem Historiker Demetrios von Byzantion aus dem 3. Jahrhundert zuzuschreiben, hat Philippson in seiner Besprechung des Büches von Vittorio de Falco, *L'Epicureo Demetrio Lacone* (Neapel 1923), in der BpW 1924, 327 ff. beseitigt, besonders mit dem Hinweis auf den eben angeführten Schluß

<sup>14</sup> Hierüber meines Erachtens falsch Ritschl *Op. III 410*, Cichorius 229, auch RE Suppl. VI 1266; den Beweis beabsichtige ich an anderer Stelle zu führen.

<sup>15</sup> Trotz der Ausgabe der Reste dieser Schrift durch De Falco (S. 82–96) ist es bedauerlich, daß Wilamowitz seine Absicht, sie zu edieren (Crönert S. 106), nicht verwirklicht hat.

des 2. Buches, da es unmöglich ist, daß ein Autor des 3. Jahrhunderts sein Werk einem Römer gewidmet und gar in ihm einen geistigen Mitarbeiter in den abgehandelten Fragen der Poetik gefunden hat<sup>16</sup>. Crönert hat (S. 123) die Zeit des Demetrios Lakon, der ungefähr gleichaltrig mit Zenon von Sidon gewesen sein muß – nicht sein Schüler, sondern sein Schulgenosse – auf etwa 160–90 bestimmt; auch Philippson hat sich (BpW 1924, 316ff.) für diese Datierung gegen de Falco entschieden. Nicht erwiesen erscheint mir allerdings die Festlegung der Todeszeit des Demetrios durch Crönert auf etwa 90: es spricht nichts dagegen, daß er, vielleicht auch etwas später als 160 geboren, noch weiter ins 1. Jahrhundert hinein gelebt haben kann. Zenon hat 78 als *senex* noch gelebt; und Crönerts Bemerkung, daß der Lakone ebenso alt geworden wäre wie sein Schulfreund, glaube er nicht, kann die Stelle eines Beweises nicht ersetzen.

Was für unseren Zusammenhang von Wichtigkeit ist, das ist die Tatsache, daß Demetrios Lakon sein Werk *περὶ ποιημάτων* einem Nero, d. h. einem vornehmen Römer der Gens Claudia dedizierte. Ähnlich wie am Ende des 2. Buches dieses Werkes nennt er am Schlusse des Pap. 1012 (77) einen philosophischen Glau-bensgenossen Eirenaios und dankt ihm für seine Hilfe und mit ihm *τοῖς καὶ συνεργοῦσίν τε καὶ συνεργήσασιν κατὰ τὸ ἀριστον* (vgl. Crönert 100) und am Schluß des Pap. 1013 Fg. 12 spricht er zu einem ungenannten teuren Freund. Gerade aber die Anrede eines Römers steht, wie bekannt, in den herkulanesischen Papyri nicht allein. Philodem spricht, worauf Crönert (101) hinweist, in der Rhetorik (I 223, 5 Sudhaus) einen nicht sicher identifizierten Römer ὃ Γάτε παῖ an<sup>17</sup>, am Ende seiner Schrift *περὶ τοῦ καὶ Ὀμηροῦ ἀγαθοῦ βασιλέως* apostrophiert er seinen Freund und Gönner L. Calpurnius Piso Caesoninus (ὃ Πείσων, S. 66, 16 Olivieri) und Olivieri hat Sudhaus folgend mit Recht geschlossen, daß er ihm dieses Buch gewidmet hat. Körte hat (Rh. Mus. 45 [1890] 172ff.) gezeigt, daß Philodem am Ende von *περὶ κολακείας* (Pap. 1082, 11; Coll. alt. I p. 92, 3) und von *περὶ φιλαργυρίας* (Pap. 253, 12; Coll. alt. VII p. 196) Vergils Freunde L. Varius Rufus und Quintilius Varus anredet und hat dort (Coll. alt. I p. 92, 3 und VII 196, 4) mit großer Wahrscheinlichkeit weitere Wortreste zu den Namen Vergils und des Horaz ergänzt (s. auch Crönert 127, Kroll RE 2. R. III 354 und Philippson RE XIX 2447). Das Besondere bei der Nennung Neros durch Demetrios ist, daß ein Römer aus uralter und durch ihre starke Eigenwilligkeit von jeher ausgezeichneter Familie, und zwar in schon weit früherer Zeit, in engstem Verkehr mit einem bedeutenden Epikureer steht. Es liegt recht nahe, daß Demetrios mit ihm nicht in Griechenland zusammenlebte, sondern daß er wie Philodem und Siron, wenigstens eine Zeitlang (s. auch Crönert 124), in Süditalien weilte und daß Nero dort, wo später auch Piso und in ihrer Jugend die augusteischen Dichter bei ihren Meistern philosophierten, ein Teilnehmer seiner *διατριβᾶ* war.

<sup>16</sup> Kroll RE Suppl. III 330 nimmt die Autorschaft des Demetrios Lakon als sicher an.

<sup>17</sup> Vielleicht C. Calpurnius Piso Frugi, der spätere Schwiegersohn Ciceros, s. Philippson RE XIX 2445.

Nun hat Crönert (124) bereits an den oben als Korrespondenten Varros mit größter Wahrscheinlichkeit erschlossenen Ti. Claudius Nero als etwaigen Schüler des Demetrios erinnert, aber erklärt, daß er für diesen zu jung gewesen zu sein scheine<sup>18</sup>. Nicht zu Recht, wie ich glaube. Von allen Claudii Nerones, die bekannt sind, kommt zeitlich, ebenso wie für den Adressaten Varros, allein dieser Nero in Betracht: Wie es die Lebenszeit des Demetrios Lakon erheischt, wie es gleichermaßen für den Beginn der Freundschaft zwischen Philodem und Piso gilt<sup>19</sup>, und wie es ohnehin für einen adligen Römer, der später in die Ämterlaufbahn eintrat, das Natürlichste ist, gehört dieser Aufenthalt bei Demetrios in Neros Jugend, ins erste, vielleicht auch noch ins zweite Jahrzehnt des 1. vorchristlichen Jahrhunderts.

Es wird, vorausgesetzt, daß diese Kombination richtig ist, auch sein Interesse für gelehrte Fragen gewesen sein, das Nero mit Varro, dem späteren Verfasser einer eigenen Schrift *de poematis*, verbunden hat.

##### 5. Varros Beziehung zur Familie der Claudii Nerones sei endlich in einer anderen Richtung etwas verfolgt.

Wie die *gentes* der Valerier, der Fabier, Aurelier, Vitellier u. a. nach Ansicht römischer Antiquare ihren Ursprung im Sabinerlande hatten, wie Varro selbst seine eigene Familie, die *gens Terentia*, von dort herleitete (Macrobius III 18, 13, s. Philol. 97 [1948] 365ff.), so galten auch die Claudier als Sabiner. Das belegt die Tradition besonders häufig und reich. Kurze Zeit nach der Beseitigung des Königstums, im Jahre 503, so erzählt die zuverlässigere Überlieferung, *Attius Clausus, cui postea Appio Claudio fuit Romae nomen, cum pacis ipse auctor a turbatoribus belli premeretur nec par factioni esset, ab Inregillo, magna clientium comitatus manu Romam transfugit* (Liv. II 16, 4; s. Liv. IV 3, 14. X 8, 4; Dionys. V 40, 3; Tac. a. 4, 9. 11, 24; Suet. Tib. I 1 u. a.; vgl. Schwegler, *Röm. Gesch.* 2, 57; Mommsen, *R. F.* I 72; Münzer RE III 2663f.). Es war die letzte aus dem Ausland ins römische Bürgerrecht eintretende Familie, der die Aufnahme unter die Patrizier gewährt wurde. Diese Herleitung der Claudier aus dem Sabinerland beruht auf alter, in der Tradition der Familie festgewurzelter und lebendiger Anschauung (s. z. B. Tac. a. 4, 9. 11, 24) und war zweifellos auch Varro, zumal als Mitglied stammverwandter Familie, vertraut. Er hat sie gewiß bei seinen ausgesprochenen genealogischen Interessen in seinen Schriften vorgebracht und ausgeführt. Etwas anderes hingegen hat, so will mir scheinen, Varro als erster in seinem Wissen um den sabinischen Ursprung der Claudier gefunden und entwickelt, die Etymologie von Nero, dem Cognomen des einen Zweiges der patrizischen *gens Claudia*, der sich erst um die Mitte des 3. Jahrhunderts vom Hauptstamm, den Claudii Pulchri, abzweigte; und damit ursächlich und unlöslich verbunden die Etymologie auch

<sup>18</sup> Kroll RE Suppl. III 330 bemerkt, daß Demetrios die Schrift *περὶ ποιημάτων* einem nicht mit Sicherheit identifizierbaren Nero gewidmet hat.

<sup>19</sup> In den 70er Jahren des 1. Jahrhunderts, in denen Philodem nach Italien gekommen ist und Piso in den Zwanziger Jahren stand, wie Philippson RE XIX 2444 aus Cicero in Pis. 68 festgestellt hat. Unrichtig hierüber Cichorius, *Röm. Stud.* 295.

des Namens der Göttin Nerio aus der *lingua Sabina*. In dieser Verknüpfung werden die beiden Namen an zwei Stellen gedeutet, bei Gell. 13, 23, 7ff.: *id autem sive 'Nerio' sive 'Nerienes' est, Sabinum verbum est, eoque significatur virtus et fortitudo, itaque ex Claudiis, quos a Sabinis oriundos accepimus, quis erat egregia atque praestanti fortitudine, 'Nero' appellatus est; ferner bei Lydus, *De mens.* p. 113, 15sqq. W.: τῇ ποὸ δέκα Καλενδῶν Ἀπολίων καθαρός σάλιγγος καὶ κίνησις τῶν ὅπλων, καὶ τιμαὶ Ἄρεος καὶ Νεότης, θεᾶς οὕτω τῇ Σαβίνων γλώσσῃ προσαγορευόμενης, ἦν ἡξίου εἶραι τὴν Ἀνθράν, ἥ καὶ Ἀφροδίτην· νερίν γὰρ ἥ ἀνδρία ἔστι καὶ νέρωνας τοὺς ἀρδεσίους οἱ Σαβῖνοι καλοῦσιν. Getrennt von der sachlich zugehörenden Erklärung von Nerio steht die von Nero für sich bei Suet. Tib. 1, 2: *inter cognomina autem et Neronis (sc. gens Claudia) assumpsit, quo significatur lingua Sabina fortis ac strenuus* und bei Lydus *de m̄g.* p. 26, 20 W.: *Nέρων ὁ ἰσχυρὸς τῇ Σαβίνων φωνῇ* (sc. εἴρηται)<sup>20</sup>.*

Schon K. Meister hat (*Lat.-griech. Eigennamen* [Leipzig 1916] 26) mit Rücksicht auf die Geneigtheit des reatinischen Lokalpatrioten, den Ursprung der Wörter und Sachen in seine Heimat zu verlegen, als wahrscheinlich hingestellt, daß diese Etymologien von Varro stammen. Man hat alles Recht, diese Vermutung zur Sicherheit zu erheben. Denn auf Varro weist neben der Herleitung aus dem Sabinischen besonders die Gleichartigkeit des Bereiches und der Methode der Namenserklärung hier wie bei sicher für Varro bezeugten Fällen. Dies mögen einige Beispiele (s. auch Philol. 97 [1948] 367, 1) erläutern. Beim *auctor de praenominibus* 2 behauptet Varro (s. Fun. Fg. 323, S. 331, 4ff.): *Romanos autem arbitrandum est maxime ab Albanis et Sabinis multiplicandorum nominum consuetudinem traxisse, quoniam ab illis orti sunt.* Demgemäß leitet er im folgenden einige *praenomina* vom Sabinischen ab, die Funaioli als varronische Fragmente zählt: *Ancum praenomen Varro e Sabinis translatum putat* (Fg. 324), *Titus e Sabino nomine Tito fluxit, Appius ab Atto, eiusdem regionis praenomine* (Fg. 325 und 344). Die Art der Erklärung eines römischen Namens aus einem sabinischen Eigenschaftswort begegnet ähnlich wie bei *Nero l. l. V 159: vicus Ciprius a cipro, quod ibi Sabini cives additi conserderunt, qui a bono omne id appellarunt: nam ciprum Sabine bonum.* Formal ist auch die Ableitung seines eigenen Gentilnamens *Terentius* vom Sabinischen *terenus = mollis* (Macrob. III 18, 13) sehr verwandt mit der Ableitung von *Nero* von *Nerio = fortitudo*<sup>21</sup>.

<sup>20</sup> Die Frage der Richtigkeit dieser Etymologien braucht uns nicht zu beschäftigen. Usener, *Kl. Schr.* IV 135, hat an der Glaubwürdigkeit der Deutung von *Nerio* starke Zweifel geäußert; sonst hat man sie und auch die von *Nero*, soweit ich sehe, durchweg angenommen, so Bücheler *Lexicon Italicum* (Bonn 1881) p. XVII sq., Wissowa bei Roscher III 271 und R. u. K.<sup>2</sup> 148; von Domaszewski, *Abh. z. röm. Relig.* 105ff.; v. Planta, *Osk.-umbr. Dialekte* II 593; Walde-Hofmann 2<sup>3</sup>, 164; s. auch Marbach RE XVII 32.

<sup>21</sup> Eine andere, rein lateinische, Erklärung von *Nerio* gab, vermutlich vor der sabinischen Varros, der ihn im VII. Buch von *l. l.* an drei Stellen zitiert (siehe auch Usener *Kl. Schr.* 2, 201), der um 60 gestorbene Grammatiker Servius Claudius, der Schwiegersohn des Aelius Stilo, in *commentario quadam: Nerio dictum quasi Neirio, hoc est sine ira et cum placiditate, ut eo nomine mitem tranquillumque fieri Martem precemur. 'ne' enim particula, ut apud Graecos, ita plerumque in Latina quoque lingua privativa est*, Gellius 13, 23, 19, s. Fun. S. 97.

Diese Beispiele, die sich vermehren ließen, zeigen, daß die Nerio-Nero-Etymologien mit Sicherheit Varro zu vindizieren und unter seine Fragmente einzugliedern sind; unsicher und wenig wichtig, in welche seiner Schriften. Jedenfalls ist es leicht möglich, daß Varro die Etymologie auch im Briefe an Nero vorgetragen hat und den Träger zu der Bedeutung seines Namens ähnlich in Beziehung setzte, wie er das in den *libri rerum rusticarum* zu tun liebt (s. RE Suppl. VI 1187) oder in den *Logistorici*, wo nicht zufällig z. B. ein Catus<sup>21a</sup> über die Kindererziehung, ein Curio über den Götterkult spricht.

6. Die Deutung ihres Namens *Nero* als *fortis ac strenuus*, die Varro gegeben hatte, mußte seinen Trägern bekannt sein. Horaz, dem Kenner von Varros gelehrter Forschung, ist sie geläufig, und er konnte damit rechnen, daß sie die Prinzen Ti. Claudius Nero und Nero Claudius Drusus verstanden, als er im Jahre 15 in dem sie feiernden Siegeslied (*carm. 4, 4*) auf die varronische Etymologie anspielend<sup>22</sup> von den *pueri Nerones* aussagt (29ff.):

*fortes creantur fortibus et bonis;  
est in iuvencis, est in equis patrum  
virtus, neque in bellem feroce  
progenerant aquilae columbam.*

Horaz bleibt ganz der durch die Etymologie veranlaßten Vorstellung verhaftet: Die Träger des Namens *Nero* haben die im Namen ausgedrückte φύσις, und diese vererbt sich von Geschlecht zu Geschlecht. Die *fortitudo* ist die allen *Nerones* eigene *indoles*, eine *vis insita*, ihr Name, wie Varro erklärt hatte und wie Horaz es übernimmt, ist ein Abbild ihres Wesens.

Ebenso wie diese Odenstrophe kennt bereits der meisterliche und jedes Wort aufs besonnenste abwägende Brief I 9 vom Jahre 21, in welchem Horaz seinen Freund Septimius dem jungen Prinzen Tiberius zur Aufnahme in seine *cohors praetoria* empfiehlt, die überlegte und verhüllende Verwendung der *Nero*-Etymo-

<sup>21</sup> Die Bemerkungen, die Bickel, Rh. Mus. 1950, 190f. gegen meine Ausführungen im Gnomon 1941, 173 in der Besprechung von R. Müllers Dissertation (s. S. 205 Anm. 12) gerichtet hat, erscheinen mir allein schon deswegen unberechtigt, weil der Titelträger von Varros *Logistoricus* nicht Cato, sondern Catus ist. Zudem dürfte trotz den beiden von Bickel angeführten Belegen von *mehercules* im Frauenmunde für Varro derartiges ganz unglaublich sein, der nach Gell. 11, 6 gewiß zu den *idonei scriptores* gehörte, bei denen *mehercules* im Frauenmunde nie begegne. Weiterhin durch einen völlig vagen und nur durch eine in keiner Weise begründete und unglaubliche Titelbestimmung ermöglichten Einfall, in einem *Logistoricus* eine Frau zur Unterrednerin zu machen und ihr noch dazu ein *mehercules* in den Mund zu legen, ist ohne jegliche Probabilität. Endlich kommt noch hinzu, daß diese Vermutung Müllers (a. O. 27f. und 64) nur deshalb überhaupt ausgesprochen werden konnte, weil er in dem betreffenden Fragment (Non. 414, 15) *velim mehercules, inquit, ipse usu magno puerilitatis formulam audire*, wo das *ipse* nur einen Mann als Sprecher zuläßt, anstatt *ipse usu* eine überflüssige und den Sinn nicht bessende Konjektur Büchelers 'impensu' aufgenommen hat; s. dazu Gnomon 1941, 173.

<sup>22</sup> Die Abhängigkeit der Stelle von der Etymologie sah bereits – ob zuerst, kann ich nicht feststellen – Obbarius, Jahns N. Jahrb. 23 (1838) 380; s. auch die Horaz-Ausgabe Orellis in der 4. Aufl. von Baiter-Hirschfelder Bd. II (Berlin 1886) zur Stelle, ferner C. W. Nauck<sup>4</sup> (1863) z. St., Kiessling-Heinze in der 7. Aufl.

logie. Verhüllend, indem Horaz den Bedeutungsinhalt des Namens nicht direkt, wie in der späteren Ode, Nero selbst als Eigenschaft zuweist, ängstlich bemüht, den Anschein jeglicher Schmeichelei zu meiden. Alles, was er an Tiberius röhmt, sind die wenigen Worte, daß er Septimius charakterisiert als *dignum mente domoque legentis honesta Neronis* (v. 4), wo der bedeutungsvolle Name Nero emphatisch hervorgehoben ist, alles, was er zur Empfehlung des Septimius sagt, steht ausgedrückt in den gleichen Worten wie das Lob der Nerones in der Ode, im letzten Halbvers des Briefes: *hunc ... fortē crede bonumque* (v. 13)<sup>23</sup>. Das heißt nun aber: Septimius ist als *fortis et bonus* teilhaftig gerade der Eigenschaften des Prinzen, mithin in vorzüglichstem Maße würdig der *mens* Neros, der selbst, wie es sein Name sagt, das Wesen des *fortis et bonus* verkörpert. So ist ihm Septimius als Gleichgearteter aufs beste empfohlen.

## II. Fragmente der 'Epistula Latina'

Das umfangreichste der vier Bruchstücke der 'Epistula Latina' (Non. 141, 13) lautet: *si venisses Capuam, quod et pueros minutos vides libenter et maioris animadvertere non vis.* «Wenn Du nach Capua gekommen wärst, weil du kleine Knaben gerne siehst und auf größere deinen Blick nicht richten willst» – der fehlende Nachsatz wird etwa zu ergänzen sein: so hättest du dort welche finden (oder kaufen) können.

Was das für *pueri minutus*<sup>24</sup> im Gegensatz zu *maioris* sind, ist klar. Sueton erzählt von den Liebhabereien des Kaisers Augustus (83): *animi laxandi causa modo piscabatur hamo, modo talis aut ocellatis nucibusque ludebat cum pueris minutis, quos facie et garrulitate amabilis undique conquirebat, praecipue Mauros et Syros*<sup>25</sup>. Die kleinen Knaben, die Varros Adressat liebt und die sich Augustus hält, sind ganz der gleichen Art. Soweit ich sehe, begegnet ihre Benennung als *pueri minutus* in der lateinischen Literatur nur an diesen beiden Stellen<sup>26</sup>. Während aber das

<sup>23</sup> Wieland bemerkt gut in der Einleitung seiner Übersetzung: «In diesen Worten schreibt er ihm gerade die zwei Eigenschaften zu, welche Tiberius am meisten zu schätzen das Anschen haben wollte.» Obbarius in seiner kommentierten Ausgabe der Episteln (Leipzig 1843) notiert zu ep. 1, 9, 4 (ohne auf die entscheidende Beziehung zu 1, 9, 13 hinzuweisen): «nescio autem, num voce Neronis h. l. idem senserit quod Od. 4, 4, 28 Nerones: fortes creantur fortibus, cuius loci elegantiam ex Sabina lingua, qua Nero fortis ac strenuus sit, explicandam proposuimus in Jahns N. Jahrb. 1838, XXIII 380 e.q.s.» Bei allen anderen mir zugänglichen Erklärern ist das Vorliegen der Anspielung nicht angemerkt, auch nicht bei Heinze.

<sup>24</sup> Nonius führt die Stelle als Beleg für *minutum positum pro brevi* an. Wie hier, findet sich das Wort häufig den Formen von *maius* gegenübergestellt, s. die Stellen im Thes. l. Lat. im Art. *magnus*, wo unser Varro-Zitat fehlt: bei Varro z. B. r. r. 3, 17, 6 *pisciculus minutus ... maioribus*; s. auch Petron 44, 3 *populus minutus ... isti maiores maxillae*; Colum. 12, 56, 3 *napi ... si minutis sunt, maiores autem*; Cels. 5, 18, 7 *minutis maioribusque abscessibus*; ferner Varro *Men.* 289 *piscis ut saepe minutos magnū' comedet; r. r. 3 14, 4 cochleae minutiae et maximae et mediocres*; vgl. auch l. l. ed. Götz-Schöll S. 239, 17ff. aus Augustin *de dialectica*.

<sup>25</sup> Diese Suetonstelle hat bereits Popma in seinen Noten (*Bipont.* II 295) zur Varrostelle angemerkt.

<sup>26</sup> Vergleichen läßt sich für die Bezeichnung *pueri minutus* Prop. II 28, 3, dem in der Nacht eine Schar von Eroten begegnet: *obvia, nescio quot pueri, mihi turba minutata venerat.*

Stück aus der Augustus-Vita Suetons in den Behandlungen dieser Sitte immer gebührend verwertet worden ist, ist das Fragment aus der *Epistula Latina* bislang durchweg übersehen worden; und doch ist es von besonderem Wert als Zeugnis recht früher Zeit. Die *pueri minuti* Varros und Suetons sind Kinder der ersten Lebensjahre, *pueri primae teneritudinis* (Suet. Tib. 44), *παιγνία, παιδάρια* (Plut. Anton. 59), sehr beliebt bei eleganten und anspruchsvollen Römern und, oft in großer Zahl, als Sklaven gekauft zur Unterhaltung und Liebkosung an Kindes statt gehalten; meist *deliciae* oder *delicia* benannt<sup>27</sup>. Als ältestes bekanntes Beispiel sieht man den *pupulus puellae* bei Catull 56, 5 an, sodann die Erwähnung eines solchen *παιδίον* bei Cass. Dio 48, 44, 3 gelegentlich der Hochzeit Oktavians mit der Livia im Januar 38, das sich damals bereits in deren Besitz befand<sup>28</sup>. Die Erwähnung der *pueri minuti* in Varros *Ep. Lat.*, die sich nicht datieren läßt, ist gleichzeitig, wenn nicht gar älter. Ein Liebhaber solcher *delicia* ist Varros Adressat, keinen Geschmack findet er jedoch an den *pueri maiores*. Das sind im Gegensatz zu den kleinen Kindern größere heranreifende Knaben, deren Verwendung als Luxussklaven, die in mannigfacher Weise, als Aufwarter bei Tisch, als Begleiter, natürlich auch als *παιδικά*, dienten, wohl bekannt ist, beispielsweise aus Petron, Seneca, Martial, die *pueri exoleti*, die *ώραῖοι, formosi, glabri, delicati* und wie sie sonst genannt werden<sup>29</sup>.

Die Frage steht noch aus, wieso Varro gerade auf Capua als den Ort hinweist, wo der Adressat seine Vorliebe für die *pueri minuti* befriedigen kann. Augustus kaufte besonders gern als seine *delicia* Mauren- und Syrerkinder. Wir wissen aber, daß als Ort ihrer Herkunft eine ganz besondere Bedeutung Alexandrien eingenommen hat. Das gilt einmal für die heranwachsenden *pueri*, wie etwa mehrere Angaben Petrons lehren (31 *pueri Alexandrini*, 34 *duo Aethiopes*, 35 *Aegyptius puer*, 68 *puer Alexandrinus*), das gilt vor allem für die kleinen Knaben. Sie werden aus Alexandria gekauft, wie aus Statius *Silv.* 5, 5, 66ff.<sup>30</sup> hervorgeht und aus

<sup>27</sup> Siehe z. B. Plut. Anton. 59 ὁ δὲ Σάρωντος ἦν τῶν Καίσαρος παιγνίων παιδάριον, ὁ δηλίξια Ρωμαίοι καλέσσειν; Herodian, vita Commodi 1, 17, 3 ἦν δὲ καὶ παιδίον πάριν νήπιον τούτον δὴ τῶν γυμνῶν μὲν ἐσθῆτος, χρυσῷ δὲ καὶ λίθοις κεκοσμημένων, οἷς δέι καίρουσι Ρωμαίον οἱ τρυφώντες; Sen. ep. 12, 3 *pupulus etiam delicium meum factus est*; für *deliciae* s. unter vielen Zeugnissen besonders Mart. 4, 87, 2. 6, 28, 3. 7, 14, 2. 9, 28, 2. Zum Ganzen s. die interessante und materialreiche, wenn auch in manchem verfehlte Abhandlung von Th. Birt, *De Amorum in arte antiqua simulacris et de pueris minutis apud antiquos in deliciis habitis* (Progr. Marburg 1892); weiterhin Thes. I. L. s. v. *delicia* und *delicium* und besonders den guten Artikel *deliciae* von Mau in der RE mit reichen Belegen, besonders aus den Inschriften, auf denen, wie Mau nachweist, in Mittel- und Unteritalien durchweg die Form *delicium*, in Oberitalien *delicati*, *delicatae* in synonymem Gebrauch begegnet; wenig bei Marquardt-Mau, *Privateben der Römer* I<sup>2</sup> 153, 1. Vgl. auch Herter, *Das Kind im Zeitalter des Hellenismus*, Bonner Jb. 1927, 255f.

<sup>28</sup> Cassius Dio 48, 44, 3 παιδίον τι τῶν φυθεὶν οὐαί γεγονέκες γυμνὰ ὡς πλήθει ἀθίρουσι τρέφονται. ιδὸν χωρὶς μὲν τὴν Λιοντίαν μετὰ τοῦ Καίσαρος, χωρὶς δὲ τὸν Νέρωνα ... κατακείμενον, προσῆλθε τε αὐτῇ καὶ ἔφη· τί ποιεῖς ἐνταῦθα, κυρίᾳ; ὁ γὰρ ἀνήρ σου (δεξιᾶς αὐτὸν) ἐκεῖ κατάκειται.

<sup>29</sup> Der Nachweise hierfür bedarf es nicht; erinnert sei beispielsweise an Sen. *Dial.* 10, 12, 5 und *ep.* 95, 24; Stellen z. B. bei Mau RE und Marquardt-Mau I<sup>2</sup> 153, 1.

<sup>30</sup> non ego mercatus Pharia de puppe loquaces  
delicias doctumque sui convicia Nili

Quint. I 2, 6ff.: *nondum prima verba (sc. infans) exprimit, iam coccum intellegit, iam conchylium poscit. ante palatum eorum quam os instituimus. in lecticis crescunt ... gaudemus si quid licentius dixerint: verba ne Alexandrinis quidem permittenda deliciis risu et osculo excipimus*<sup>31</sup>, so daß die Angabe des Heimatortes geradezu notwendig zur Bestimmung der Person hinzugehört.

Nun ist Capua berühmt nicht allein durch die hier heimische sprichwörtliche *Campana superbia* und *arrogantia*, sondern in gleicher Weise als Sitz der *luxuries* und *voluptates*<sup>32</sup>; berühmt durch seine hervorragende Luxusindustrie, nicht zuletzt durch seine Parfümerien. Das Zentrum des Salbenhandels, die Seplasia, das *<forum Capuae, in quo plurimi unguenta<ri erant>* (Fest. 340 M.), genoß Weltruf<sup>33</sup> und wurde zum Appellativ. Es ist weiterhin bekannt, daß Capua wie die campanischen Städte überhaupt in regstem Handelsverkehr mit Alexandrien stand und daß die in Campanien blühenden Industriezweige dorthin aus Alexandrien eingeführt wurden<sup>24</sup>. So dürfte der Schluß geboten erscheinen, daß die alexandrinischen *delicia*, die *pueri minuti*, aus Ägypten nach Campanien importiert, insonderheit in Capua zum Verkauf standen und daß sich dort wie für andere Luxusartikel so auch für diesen der bedeutendste Markt befand, wie wir denn auch durch Plutarch *De curios.* 10<sup>35</sup> erfahren, daß es im kaiserzeitlichen Rom einen eigenen Markt für eine andere Gattung besonders geschätzter Luxussklaven, der *τέρατα*, d. h. von Mißgeburten mannigfacher Art, gegeben hat.

Non. 419, 9: *idem (sc. Varro) Epistulis Latinis*<sup>36</sup>: *si te in libertatem vindicare*

*infantem, lingua nimium salibusque protervum  
dilexi ...*

v. 67 ist *aedituas* überliefert, *delicias* Konjektur des Avantius (auch im Thes. I. L. s. v. aufgenommen), *nequitias* von Markland, was Klotz im Text schreibt.

<sup>31</sup> Birt a. O. XXXI hat hieraus weiter geschlossen, daß auch der Brauch, sich *delicia* zu halten, bereits im Alexandrien der Ptolemäerzeit zu Hause war und von dort nach Rom kam; die Entscheidung dieser Frage berührt mein Thema nicht.

<sup>32</sup> z. B. Cic. *De leg. agr.* 2, 95ff.

<sup>33</sup> z. B. Cic. *Pis.* 24, dazu Asconius S. 9 K.-S.; *De leg. agr.* 2, 94; Varro *Men.* 38; Plin. *N. h.* 33, 164. 34, 108.

<sup>34</sup> Hierzu Rostovtzeff, *Gesellschaft und Wirtschaft im römischen Kaiserreich*, dt. v. L. Wickert (Leipzig 1926) Bd. I 58f. 262, besonders Anm. 19 S. 274.

<sup>35</sup> ὥσπερ οὖν ἐν ἡρῷ τινὲς ... περὶ τὴν τεράτων ἀγορὰν ἀναστρέφονται, τοὺς ἀκνήμονς καὶ τοὺς γαλεάγωνας καὶ τοὺς τρισθάλμους καὶ τοὺς στρονθοκεφάλους καταμανθάνοντες καὶ ζητοῦντες εἰ τι γεγένηται ... s. auch Friedländer *S.G.* III<sup>8</sup> 145.

<sup>36</sup> Während an den drei anderen Noniusstellen aus demselben Briefwerk (121, 12. 141, 13. 473, 17) die Quellenangabe *epistula Latina* (zweimal mit, einmal ohne Buchangabe) lautet, ist hier *epistulis Latiniae* überliefert, wofür Lucian Müller *Latineis*, Lindsay *Latinis* vermutete. L. Müller hat zu Unrecht von dieser Stelle ausgehend an den drei anderen den Plural (*epistularum Latinarum* bzw. *epistulis Latinis*, so bei dem Zitat ohne Buchangabe 141, 13) eingesetzt, während man noch eher mit Recht obiges Zitat in den Singular verwandeln könnte; vgl. noch Peter, *Der Brief* (Leipzig 1901) 217, 1; Mercklin (13) will im Plural einen Hinweis darauf erblicken, daß die *epistula Latina* zwei Bücher umfaßte. – Den Titel dieser Briefpublikation überzeugend zu erklären, will schwer gelingen. Unter den drei von Ritschl (*Op. III* 478f.) vorgebrachten Deutungsmöglichkeiten: *epistula Atiniaae* (*epistula L. Atini*) hatte bereits Popma vermutet, s. auch L. Havet, *Rev. Phil.* 7 [1883] 176, der an Briefe, gerichtet an Angehörige der *gens Latinia*, denkt), oder daß es zwei Gruppen varronischer Briefe, *epistulae Latinae* und *epistulae Graecae*, gegeben habe (ähnlich L. Müller zu Nonius 121, 17 und Peter a. O. 217, 1), oder endlich daß der Aufenthaltsort Varros – seine in Latium liegenden Villen – den Titel gegeben hätte, kommt die erste wegen der klaren Überlieferung,

*non potes, feres fortunam.* «Wenn Du dich nicht in Freiheit setzen kannst, wirst Du das Schicksal ertragen (müssen)». Bei Nonius unmittelbar voran geht ein Fragment aus Varros Menippea *Andabatae* (34 B): *et me Iuppiter Olympiae, Minerva Athenis suis mystagogis vindicassent*; gerichtet gegen die Belästigungen, denen der Besucher der berühmten Heiligtümer von seiten der auf ihren Lohn erpichten Fremdenführer<sup>37</sup> ausgesetzt ist, von denen er durch die Hilfe der Götter selbst befreit zu werden hofft. In den gleichen Zusammenhang gehört wohl auch unsere Stelle: Gelingt eine Befreiung aus dem Schwarm der Fremdenführer nicht, so bleibt nichts anderes übrig, als sein Los auf sich zu nehmen, das Schicksal zu ertragen.

Non. 121, 11: *Varro Epistula Latina lib. I: immo, cum<sup>38</sup> amicorum domus fumat, hilarisco.* «Vielmehr, wenn der Freunde Haus raucht, werde ich froh.» Das könnte heißen: Wenn es in Flammen steht und deswegen raucht; *fumare* wird in dieser Bedeutung außerordentlich häufig gebraucht; aber wenn auch der Zusammenhang fehlt und damit eine unzweifelhaft sichere Deutung nicht möglich ist, will mir doch diese Erklärung wenig adäquat erscheinen. «Wenn der Freunde Haus raucht» kann ja auch heißen: Wenn der Qualm des Herdfeuers aufsteigt und anzeigen, daß die Mahlzeit bereitet wird und bald der Schmaus zu erwarten ist – dazu paßt eher *hilarisco*. Erinnern mag man sich hier an das Ende von Vergils 1. Ekloge 83 *et iam summa procul villarum culmina fumant*, wozu Servius bemerkt: *id est ad vesperum, ad cenam praeparandam*<sup>39</sup>.

### III. Fragmente der ‘Epistula ad Caesarem’<sup>40</sup>

Non. 56, 29: *Varro Epistula ad Caesarem: convocat Ptolemaeum cinaedologon, Nicona petauristen, Diana aulopoion. Cinaedologos*, von Athenaeus 14, 620 mit *Ιωνικολόγος*, dem Rezitator der *Ιωνικὰ καλούμενα ποιήματα* oder *Ιωνικὰ ἄσματα* (Athen. 7, 293), als deren erster Vertreter Sotades galt (s. auch Strabo 14, 648; näheres im Artikel *Kinaidos* von W. Kroll in der RE), gleichgesetzt, bedeutet für Varro gewiß dasselbe, was Verrius (Paul. 101, 10) über den *hilarodos* aussagt: *lascivi et delicati carminis cantator*<sup>41</sup>. Neben ihm ein *petaurista* (*πετανῳστής*), ein Seiltänzer (s. auch Fest. 206 und Marx zu Lucilius 1298) und endlich ein

---

die zweite neben anderem wegen des Fehlens jeglicher Kenntnis von griechischen Briefen Varros meines Erachtens nicht in Betracht. Die dritte leuchtet (analog etwa den *epistulæ ex Ponto*) am ehesten ein, insbesondere wenn die Darlegung auf S. 219f. zu Recht besteht, daß es sich um einen Brief in zwei Büchern handelt.

<sup>37</sup> S. Cic. *Verr. 4, 132 ii qui hospites ad ea, quae visenda sunt, solent ducere et unum quidque ostendere, quos illi mystagogos vocant*; zur Noniusstelle zitiert von Riese S. 101 und von L. Müller, der das *Andabatae*-Fragment im Apparat richtig erklärt hat.

<sup>38</sup> So für das überlieferte *invocum* Mercerus, dem L. Müller und Lindsay gefolgt sind.

<sup>39</sup> Anders, in übertragenem Sinn, gebraucht den gleichen Ausdruck Cicero *Sest. 24*, wo er von Piso spricht: *ex his assiduis eius cotidianisque sermonibus et quod videbam quibuscum hominibus <in> inferiore parte aedium viveret et quod ita domus ipsa fumabat, ut multa eius sermonis indicia redolerent.*

<sup>40</sup> Die Bruchstücke der Briefe an Fufius, Varro und Marullus sind in den Anmerkungen dieses Abschnittes behandelt.

<sup>41</sup> Wie die *mollia carmina*, die er vorträgt, aussehen, zeigt z. B. Petron 23, 2.

*aulopoios*, ein Flötenmacher, etwas verwunderlich, da man als Dritten eher einen Flötenspieler, einen *ῳλητής*, einen *tibicen*, keinen *tibiarius* erwartet hätte. Immerhin mag es denkbar sein, daß bei Varro *ῳλοποιός*; in dieser Bedeutung verwandt ist<sup>42</sup>. Eine ähnliche Gruppe stellt Varro einmal im *"Ovoς λύρας"* (*Men.* 353 B) zusammen: *ut comici cinaedici scenatici*<sup>43</sup>. Man kann die Gelegenheit recht wahrscheinlich angeben, zu der einer diese Gesellschaft damals bekannter aber, soviel ich sehe, nicht identifizierbarer griechischer Kabarettisten zusammenruft: zur Darbietung der sogenannten *acroamata* für die Erheiterung einer beim Gelage versammelten lebhaften Runde. Denn daß dahin das Auftreten solch lockerer Künstler gehört, das wissen wir aus vergleichbaren Angaben, so im Briefe 9, 17, 1f. des Plinius: *recepit litteras tuas, quibus quereris taedio tibi fuisse quamvis lautissimam cenam, quia scurrae, cinaedi, moriones mensis inerrabant ... nequaquam me ut inexpectatum festivum delectat, si quid molle a cinaedo, petulans a scurra, stultum a morione profertur*<sup>44</sup>. Noch klarer illustriert die varronische Briefstelle Petron. 53, wo im Verlauf der *cena* eine Künstlertruppe auftritt, um ihre Spässe vorzuführen: *petauristarii autem tandem venerunt. baro insulsissimus cum scalis constituit puerumque iussit per gradus et in summa parte odaria saltare, circulos deinde ardentes transilire et dentibus amphoram sustinere. mirabatur haec solus Trimalchio dicebatque ingratum artificium esse. ceterum duo esse in rebus humanis, quae libentissime spectaret, petauristarios et cornicines; reliqua acroamata tricas meras esse. nam et comoedos, inquit, emeram, sed malui illos Atellanam facere et choraulen meum iussi Latine cantare.* Wobei die *petauristarii* gleicherweise begegnen, die *cornicines*, der *choraules* etwa dem *aulopoios* entsprechen, die *comoedi* als eine verwandte Art von Vortragskünstlern dem *cinaedologos* vergleichbar sind.

Die anderen beiden Fragmente der *Epistula ad Caesarem* sind Verse; und es ist immerhin möglich, daß Varro, nicht anders als auch Cicero<sup>45</sup>, in dem vielleicht besonders häufigen Einstreuen von Dichtversen gerade in einem Brief an Caesar dessen großer Belesenheit, seiner Neigung zu den *φιλόλογοι* entgegenkommen wollte. Aber die Verwendung von Verseinlagen in Varros Briefen, die unter den wenigen Fragmenten noch ein drittes Mal, in der *epistula ad Fufium*, vorliegt<sup>46</sup>, erlaubt vielleicht einen Schluß auf die literarische Form der Briefe überhaupt.

<sup>42</sup> Es ist der einzige Beleg für *aulopoios* innerhalb eines lateinischen Textes; im Griechischen tritt das nicht häufig vorkommende *ῳλοποιός* durchweg zusammen mit *ῳλητής* auf, Plato *rep.* 399 d. 601 d; Aristot. *polit.* 1277 b 29.

<sup>43</sup> Hier hatte anstatt *comici* Vahlen (*Coniectanea* 37) wegen der synonymen Bedeutung mit *scenatici* »mimici« vermutet; *comici cinaedici* hat Scaliger aus *comiconothidi* hergestellt, dem Riese, Bücheler und L. Müller folgten, während Lindsay, mir unglaublich, *nothi* di nach *comici* in den Text setzt.

<sup>44</sup> S. weiter 9, 17, 3 *quam multi, cum lector aut lyristes aut comedus inductus est, calceos poscunt.*

<sup>45</sup> So ist einer der drei Briefe Ciceros an Caesar aus den *ep. ad fam.*, die Empfehlung des jungen Precilius (13, 15), durchsetzt mit Zitaten aus Homer und Euripides; und Cicero hat mit gutem Bedacht dies *novum genus litterarum* gerade für einen Brief an Caesar gewählt. In keinem der anderen Empfehlungsschreiben zitiert er.

<sup>46</sup> Über das Fragment aus dem Briefe an Fufius kann ich mich kurz fassen, da für Text und Verständnis besonders durch Bücheler und Riese das Wesentliche bereits getan ist.

Das eine Zitat ist ein Vers aus einer *fabula incerta* des Pacuvius. Non. 423, 5: *Varro epistula ad Caesarem: interea prope ad occidentem solem inhorrescit mare* (411 Ri.<sup>3</sup>)<sup>47</sup>, nicht ganz wörtlich von Varro, vermutlich da er aus dem Gedächtnis anführte, wiedergegeben. Das lehrt Cicero, der *div. I* 24 den Vers im größeren Zusammenhang der Pacuviusstelle in der richtigen Form bringt: *interea prope iam occidente sole inhorrescit mare*, und das Zitat aus Pacuvius *de or. III* 157 noch ein paar Verse weiterführt. Eine solche Verwendung eines berühmten Tragikerverses ist für einen Brief nichts besonderes. Anders jedoch verhält es sich bei Nonius 263, 3, wo aus Varro *in epistula Iuli Caesaris*<sup>48</sup> folgende zwei trochäische Septenare zitiert sind:

Die drei Zitate bei Nonius (144, 2 si – *Fortunae*, 117,4 *Quintiporis* – *o fors fortuna*, 425, 20 *dices: o fors fortuna – diem*) zu einem einzigen Fragment zusammengefügt hat bereits Popma (*Bipont. I* 199), und Riese hat (259) einen Text gegeben, der mir in fast allem das Richtige zu treffen scheint. Ich setze ihn her und gebe die angenommenen Verbesserungen und andere Vorschläge an: *Si hodie noenum venis, cras quidem si veneris meridie die natali Fortis Fortunae, Quintiporis Clodi Antiphō eris ac poemata eius gargaridians dices: o fortuna, o fors fortuna, quantis commoditatibus hunc diem – si veneris: recte trad. lect. serv. Riese; sis veneris L. Mü., quem secutus est Linds.*; *si del. putat Scaliger (Conj. in Varr. p. 223).* meridiem die natalis: meridie die natali Riese; meridie natali Scal.: L. Mü.; meridie die natalis Linds. ant foriae ac: Antiphō eris ac L. Mü. secutus Riesium, qui scriperat Antiphō fies ac; Antiphone ac iam proposuerat Bücheler, qui ante ‘Quintiporis’ ‘cum’ addidit; anaforas ac Mommsen, R.G. III<sup>7</sup> 605 Anm. cf. Vahlen *Conjectanea* 132; ante foris eas ac Vahlen; Antiphoni haec: ‘fort.’ Linds. «Wenn Du heute nicht kommst, morgen jedoch kommen wirst zu Mittag, am Geburtstag der *Fors Fortuna*, wirst Du der Antiphō des Quintipor Clodius sein und dessen Verse abgurgeln und ausrufen: O Geschick, O Schicksalsgeschick! Mit welchen Annehmlichkeiten hast Du diesen Tag –.» Die Übersetzung folgt in Einzelheiten Mommsen, R.G. III<sup>7</sup> 605 Anm. Zu die natali *Fortis Fortunae* vgl. Varro *l. l. 6, 17: dies Fortis Fortunae appellatus ab Servio Tullio rege, quod is fanum Fortis Fortunae secundum Tiberim extra urbem Romam dedicavit Junio mense;* der Geburtstag, d. h. das Jahresfest der Tempelgründung wurde als Volksfest in weinfroher Ausgelassenheit am 24. Juni gefeiert, s. Ovid *Fast. 6, 773ff.*, vgl. Wissowa *R. u. K.* 2 256f. – Daß es sich tatsächlich um ein einziges zusammenhängendes Bruchstück handelt und sich nicht allein Non. 117, 4 und 425, 20 miteinander verbinden, zeigt neben der Tatsache, daß textlich ohne jede Schwierigkeit Non. 144, 2 vor 117, 4 paßt, die Erwähnung der *Fors Fortuna* auch im ersten Bruchstück, die mit dem Vers in notwendiger Beziehung steht. Damit erledigt sich die Vermutung von L. Müller (zu 117, 5), der den Worten *Quintiporis Clodi* vorangehen läßt ‘*invitatus ad audiendos versus*’. Bücheler (*Kl. Schr. I* 192, 4) hat in der Buchstabenfolge *ant foriae* den Namen *Antiphō* als erster erkannt; mit Recht schlossen sich aber weder Riese noch Müller, dessen Herstellung *Antiphō eris ac* mir noch mehr zusagt als Rieses *fies ac*, Büchelers ‘*cum Q. Cl. Antiphone*’ an. Bücheler hat weiter bemerkt, daß *Antiphō* der Komödientitel des *Quintipor Clodius* sein könne oder daß *Antiphō* bei ihm das Folgende spreche, was Terenz dem Geta (*Phormio* 841f.) in den Mund legt. Das letzte ist gewiß richtig, d. h. also, daß der kümmerliche Komödienskribent und vermutlich Zeitgenosse Varros Quintipor (*Clodius* – siehe Non. 448, 12 aus dem *Bimarcus*: *cum Quintipor Clodius tot comoedias sine ulla fecerit musa, ego unum libellum non ‘edolem’ ut ait Ennius* – Terenz seine Verse stahl und deshalb Varros Spott erfährt (s. hierzu auch Mommsen a. O.). Daß diese Worte im Munde des von Varro Angeredeten, wohl des Fufius, ironisch geäußert seien, kann man L. Müller (zu 117, 5) vielleicht zugestehen; aber seine Polemik gegen Bücheler *male quidam de surreptis a Quintipore, qui et ipse comoedias scribebat, Terentio verbis cogitarunt*, ist abwegig und war allein möglich durch Müllers falsche Annahme des Ausfalls einiger Worte vor *Quintiporis* und die daraufhin vorgenommene Ergänzung und Interpunktions: *invitatus ad audiendos versus Quintiporis Clodi, Antiphō eris; ac poemata eius* (das sollte dann heißen: die Verse des Terenzischen Antiphō, dem Varro die des Terenzischen Geta übertrug) *gargaridians dices e.g.s.*

<sup>47</sup> Falsch Ribbeck im Apparat zu Non. 423, 6: *possunt Varronis verba et Pacuvii fabulae que nomen excidisse.*

<sup>48</sup> Daß es sich hier ebenfalls um einen Brief Varros an Caesar handelt und nicht um

*quem simul ac Romam venisse mi adtigit auris nuntius<sup>49</sup>  
extemplo rus<sup>50</sup> in curriculum contuli propere pedes.*

Hierzu ist zu stellen Cic. *A.* 13, 47, 1: *posteaquam abs te, Agamemno, non ut venirem (nam id quoque fecisset nisi Torquatus esset) sed ut scriberem tetigit aures nuntius, extemplo instituta omisi, ea quae in manibus habebam abieci, quod iusseras edolavi.*

Daß in Ciceros Worten ein Tragikerzitat eingestreut ist, hatte man längst erkannt. Ribbeck schloß sich bei der Wiederherstellung in der 2. Auflage der Szeniker-Fragmente (*Trag. inc.* 23) ebenso wie Vahlen in der 2. Ennius-Ausgabe (*Ennius<sup>2</sup>* scen. v. 230) an Bücheler (*Kl. Schr.* I 194, 7) an:

*postquam abs te, Agamemno, ut venirem, tetigit aures nuntius  
extemplo*

Während Ribbeck das Zitat keinem bestimmten Tragiker zuwies, folgte Vahlen Ladewig (*Analecta scen.* [Neustrelitz 1848] 15), der die Worte der Clytaemestra in der *Iphigenie* des Ennius zuschrieb; auch Bücheler hält dies für zumindest sehr wahrscheinlich<sup>51</sup>.

Es ist deutlich, wie Varro dieses Tragikerzitat verwandt hat, so nämlich, daß man kaum dazu berechtigt ist, mit Bücheler zu sagen, die Verse in Varros Briefen seien als Zitate zu fassen (zunächst wenigstens, was den ersten Vers anbetrifft), richtiger schon, es handle sich um eine seinem Zweck angepaßte Dichterstelle. Varro will an den Vers erinnern, aber er hat die ganze erste Hälfte umgedichtet und gibt wohl auch das Ende nicht genau wörtlich. Nun hält es Bücheler allerdings für recht wahrscheinlich, daß das aus Cicero gewonnene Tragikerzitat nach *extemplo* mit Varros zweitem Verse fortzusetzen ist, d. h. daß bei dem Tragiker, also wohl bei Ennius, auf *extemplo* gefolgt sei *meos*<sup>52</sup> *in curriculum contuli propere pedes*. Selbst wenn man diese Annahme Büchelers für zutreffend ansieht, liegt in den Versen aus Varros Brief an Caesar schon in Anbetracht der erheblichen Umgestaltung des ersten Verses kein Tragikerzitat vor, sondern eine Anspielung, die Umbiegung berühmter Verse, die, wie die Reminiszenz bei Cicero zeigt, gern verwandt gewesen sein dürften, um die sofortige Befolgung der Weisung eines anderen zu kennzeichnen. Diese originelle parodische Veränderung durch Varro gilt nun aber meines Erachtens auch für den zweiten Vers. Büchelers Vermutung,

---

einen Caesars, der in Varros Briefsammlung aufgenommen gewesen sei wie Adressatenbriefe in ciceronische Briefsammlungen, hat bereits Mercklin S. 13 unter Hinweis auf ganz gleichartige Beispiele der Zitierweise des Nonius bei nachprüfbarer Fällen aus Ciceros Briefen gegen Ritschl *Op. III* 479 festgestellt.

<sup>49</sup> In dieser überlieferten Form läßt Lindsay den Vers; s. auch Bücheler, *Kl. Schr.* I 194, 7. Den schweren metrischen Anstoß des zerrissenen Anapästes hat L. Müller durch seine Verbesserung beseitigt: *tetigit mi auris nuntius*.

<sup>50</sup> Überliefert ist *eas*, wofür Guilelmus *meos* konjiziert hatte, was L. Müller in seiner Noniusausgabe aufgenommen hat. Bücheler (*Kl. Schr.* I 195, 7) erklärte das bei dem weiten Abstand vom zugehörigen *pedes* für nicht befriedigend. *Rus* ist Vermutung von Onions, die Lindsay angenommen hat.

<sup>51</sup> Vgl. auch L. Müller zu Non. 263, 5 *imitatus est Varro Ennii, ut probabile est, Iphigeniae haec e. q. s.*

<sup>52</sup> *rus* könnte bei dieser Annahme Büchelers kaum richtig sein.

gegen die er selbst bereits geltend gemacht hatte, daß die Worte *in curriculum* nach unserem Geschmack freilich einen Mißton in die Vorstellung königlicher Würde brächten, ist mit gutem Grunde weder von Ribbeck, der sie im Apparat erwähnt, noch von Vahlen, der sie überhaupt nicht nennt, befolgt worden. Mit anderen Worten, sie sehen im zweiten Verse nach *extemplo* eigene varronische Dichtung bzw. Umdichtung der gleichen Art wie im ersten Vers. Dafür spricht in der Tat neben dem komisch, nicht tragisch, anmutenden Ton der Worte die Erwägung, daß dieser Nachsatz die Folgerung aus dem von Varro ohne jeden Zweifel selbst gebildeten Vordersatz *quem simul ac Romam venisse* – ist, so daß es nahe liegt, daß diese Folgerung nur für seinen Zusammenhang paßte, ganz wie das auch in der prosaischen Weiterführung im ciceronischen Briefe der Fall ist, nicht aber, daß es die gleiche war, die Clytaemestra auf Grund der Nachricht, die sie von Agamemnon erhielt, gezogen hat. Was Varro also aus den Tragikerversen übernahm, ist das Wort *venire*, der leicht gewandelte Schluß des ersten Verses, endlich das erste Wort des zweiten Verses *extemplo*. Ob überhaupt und inwieweit im zweiten Vers das Vorbild seine Worte beeinflußte, läßt sich nicht bestimmen.

Das heißt nun aber, daß Varro in den Briefen neben wörtlichen Dichterzitaten, wie dem anfangs genannten Pacuviusvers oder dem Vers in dem Fragment der *epistula ad Fufium*, frei und selbständig fremde Dichterverse parodiert und seinem Zweck entsprechend umgebogen hat. Dies ist etwas, was man für Briefe nicht ohne weiteres erwartete. Es entspricht dagegen durchaus der Art der menippeischen Satire Varros (viele Beispiele etwa bei Bücheler, *Kl. Schr.* I 172ff.; zuletzt Knoche, *Die römische Satire* [Berlin 1949] 43), in der die stark verändernde satirische Anspielung auf fremde Verse neben den Zitaten und den eingestreuten eigenen Versen ungemein häufig ist. Wenn also ein Schluß aus dieser Feststellung erlaubt ist, der mir auf Grund des einen Fragmentes in Anbetracht der so geringen Zahl von Überresten aus den Briefen immerhin angängig erscheint, so ist es der, daß Varro in den Briefen, die inhaltlich, wie aus den Interpretationen deutlich geworden sein wird<sup>53</sup>, den Menippeen recht verwandt gewesen sind, auch deren Form

<sup>53</sup> Den gleichen satirisch-menippeischen Ton weisen auch die übrigen vier Brieffragmente auf, von denen noch zwei herausgegriffen sein mögen. Aus Varros *epistula ad Varronem* zitiert Non. 26, 9 *nam si tuam redam non habuisse, haberem varices*, was er 167, 20 wiederholt *quodsi tuam heri redam non habuisse, varices haberem*: an dieser Stelle gewiß Varros Wortlaut genau wiedergebend, vgl. Lindsay, C.R. 16, 48. «Wenn ich aber gestern deinen Reisewagen nicht gehabt hätte, hätte ich Krampfadern»; ein Streiflicht aus dem liebenswürdig freundschaftlichen Verkehr Varros mit seinem Adressaten, humorvoll übertreibend: hätte ihm der Freund nicht seinen geräumigen und bequemen Wagen – *molliter incedens orbita sulcat humum*, sagt Venant. Fort. carm. III 17, 2 von der *reda* –, vielleicht für die Heimkehr von einer Einladung, geliehen, so hätte er laufen müssen, und die Folgen wären – für ihn als alten Herrn – recht unangenehm gewesen. Man mag sich erinnern an Horaz *Sat.* 2, 6, 41:

*ex quo Maecenas me coepit habere suorum  
in numero, dumtaxat ad hoc, quem tollere reda  
vellet iter faciens,*

wo nun zwar nicht das Leihen des Wagens, sondern das Mitnehmen in ihm ein Zeichen freundschaftlicher Zuneigung ist, vgl. auch Horaz *Ep.* 1, 7, 25. – Aus der *epistula ad Marullum* steht bei Non. 545, 4: *utrum meridie an vesperi libentius ad obbam accedas, locus actus ad-*

angewandt hat. Auch hier mischt er Prosa und metrische Form; er zitiert Verse, er gestaltet in freier Weise fremde Verse um<sup>54</sup>; daß sich die Einlage auch eigener Poesie nicht nachweisen läßt, darf bei der Trümmerhaftigkeit des Erhaltenen nicht Wunder nehmen. Damit ist gesagt, daß die Briefe ebenso wie die *Menippeae* literarisch anspruchsvolle Leistungen waren.

Nimmt man aber diese Folgerungen an, so ist ein weiterer Schluß wenn nicht zwingend, so doch im höchsten Grade wahrscheinlich. Der nämlich, daß die durch Nonius bekannten Bruchstücke von Briefen an verschiedene Empfänger nicht aus gesammelten tatsächlichen Korrespondenzen Varros herrühren, in der Art der ciceronischen an einzelne Adressaten gerichteten Briefsammlungen, sei es, daß sie in Spezialkorrespondenzen oder in einer Sammelkorrespondenz standen, sondern daß Varro, wie die Zitierweise des Nonius in der durchweg singularischen Form *Epistula ad Caesarem*, *Epistula ad Fufium* usw. ohnehin nahelegt, an jeden der Genannten einen großen literarischen Brief, sogleich mit der Absicht der Publikation, gerichtet hat. Am ehesten so, daß jeder solche Brief ein Buch umfaßte und daß Varro mit dieser Briefform in späterer Zeit inhaltlich und formal an die *Saturaे Menippeae* anknüpfte<sup>55</sup>. Eine Bestätigung für die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme bietet endlich die Titelform *Epistula Latina*, die sich auf diese Weise

---

*ventus declarabit. «Ob Du dich lieber am Mittag (d. h. zum prandium) oder am Abend (d. h. zur cena) an den Becher setzt, das wird der Ort, die Verrichtung, die Ankunft (nämlich der Teilnehmer) anzeigen»;* das heißt, darüber gibt es keine allgemein verbindliche Entscheidung. Die Überlieferung des Bruchstücks, der ich folgte, hat L. Müller zu verbessern geglaubt, indem er für *actus 'ac tempus'* konjizierte, wovon dann *adventus* als Genitiv abhängig wäre. Lindsay ist ihm gefolgt. Zu Unrecht; denn *actus* ist sehr gut zu verstehen, ja entspricht ganz der üblichen varronischen Terminologie in ähnlichen Erörterungen: Es ist ganz dasselbe wie *actio* in der Vierteilung der Bücher V und VI von l. l. in *locus corpus tempus actio* (s. V 10ff.), wo *actio* das bezeichnet, *quae in temporibus fiunt*, die Verrichtung, Ausführung, Handlung, die πράξις (s. Dahlmann, *Varro u. d. hellenistische Sprachtheorie* [Berlin 1932] 35ff.). Es entspricht in der Anordnung der *Ant. rer. hum.* (vgl. Augustin C.D. VI 3) in die vier Teile *qui agant (de hominibus)*, *ubi agant (de locis)*, *quando agant (de temporibus)* dem vierten Glied *quid agant (de rebus)*; auch der Aufbau des εἰσαγωγικός an Pompeius (Gellius 14, 7) folgt den gleichen vier Gesichtspunkten. Man darf also keinesfalls auf das überlieferte *actus* verzichten, wird aber wohl auch davon Abstand nehmen, durch eine Einfügung von *tempus* (etwa hinter *locus*) die sonstige Viergliederung Varros herzustellen, indem man unter *adventus* etwa nicht die Zeit der Ankunft, sondern dem *corpus*-Teil entsprechend die ankommenden *homines* verstehe. Denn es liegt kein Grund vor, das Vorhandensein einer in ganz gleicher Form durchgeführten Ordnung auch hier zu fordern, (in *adventus* kann man beides, *tempus* wie *homines*, einbeziehen). Das ganze Fragment des Marullusbriefes endlich berührt sich sehr nahe, inhaltlich wie in den angeführten Gesichtspunkten, mit einem Stück aus der durch Gellius 13, 11 besonders gut kenntlichen *Menippea Nescis quid vesper serus vehat*, das bei der Abhandlung über das *convivium* die bekannten vier Teile aufweist: *ipsum deinde convivium constat ex rebus quattuor et tum denique omnibus suis numeris absolutum est, si belli homunculi collecti sunt, si electus locus, si tempus lectum, si apparatus non neglectus*. Darauf hat bereits Boissier a. O. 317 verwiesen.

<sup>54</sup> Schon L. Müller bemerkte zu Non. 263, 5 *hos versus utrum Varro iocosa recordatione Ennii ductus interposuerit pedestribus an saepius poemata epistulis eodem modo inseruerit, quo usus est in saturis, propter paucitatem reliquiarum decerni nequit*. Hier ist die Frage ganz richtig gesehen, aber eine Antwort erscheint mir doch möglich. Warum sollte der eine zufällig bekannte Fall bei im ganzen überhaupt nur drei Verszitaten etwas Singuläres sein?

<sup>55</sup> Auf Spuren der Briefformen in den *Menippeae* (s. 346 B *vive meque ama mutuiter*) hat zuletzt Knoche, *Die Röm. Satire* (Berlin 1949) 42 hingewiesen. – Dann liegen die Dinge ähnlich wie bei Horaz, der mit den *epistulae* ebenfalls die frühere Satirendichtung wieder aufgenommen hat.

leicht und ungezwungen erklärt. Zweimal begegnet sie ohne Buchziffer, einmal (Non. 121, 12) mit der Angabe *lib. I.*, einmal (Non. 473, 17) mit der Angabe *lib. II.*. Die *Epistula Latina* war demnach eine Briefpublikation der gleichen Form wie die mit den Adressatennamen zitierten, ein großer literarischer Brief in zwei Büchern<sup>56</sup>. Diese Mehrzahl von Büchern für einen Brief findet in den *Menippeae* eine völlige Analogie: Unter ihnen gibt es auch eine, soweit wir es festzustellen vermögen, den *Περίτλονς*, die abweichend von allen übrigen bekannten zwei Büchern umfaßte.

---

<sup>56</sup> Zur Erklärung des Titels s. die Vermutungen S. 213 Anm. 36.

## Ein etruskisch-iberischer Pflanzenname

Von Johannes Hubschmid, Liebefeld b. Bern

Unter den im Text des Dioskurides, *De materia medica*, den Etruskern zugeschriebenen Pflanzennamen findet sich das Wort *μούτονα*, das mit gr. *θύμος*, *θύρσιος*, dak. *μίζηλα* usw. synonym ist<sup>1</sup>. Gr. *θύρσιος* bezeichnet aber nicht nur den Thymian, sondern auch eine auf den Wurzeln des Cistus (der Zistrose) schmarotzende Pflanze, den Cytinus hypocistis<sup>2</sup>. Thymian und Zistrose sind zwei für das Mittelmeergebiet charakteristische, stark duftende Strauchpflanzen, die von den Botanikern zur Gruppe der Garrigues gezählt werden; vgl. M. Rikli, *Das Pflanzenkleid der Mittelmeerländer* 276, 293–295. V. Bertoldi hat daher in seiner Studie «*Nomina tusca*» in *Dioscoride* (StEtr. 10, 295–320) etr. *μούτονα* gewiß richtig verglichen mit südkalabr. (Stilo) *mútaca* ‘nome di un erba (cisto ?)’ und seinen Varianten, südkalabr. (Monasterace) *múndaca* ds., mittelkalabr. (Sant’Andrea Apostolo) *múndacu*, (Gagliato) *múndaci* ‘cisto marino’, sonst meist mittelkalabr. *amúndaci*, *amúndici* ‘cisto marino’ (Rohlfs) sowie mit sard. *mudegu*, *mudecru* ‘cisto’ und gleichbedeutendem it. *muccio* (< *mūtulus*), StEtr. 10, 309 bis 316.

Kalabr. *múndaci* dürfte aus älterem \**míntaci* entstanden sein; vgl. kalabr. *vində*, *vendoru* ‘vento’ und Rohlfs, *Hist. Gramm. it. Spr.* 1, 425. In \**míntaci* wäre dann ursprüngliches *tt* durch Konsonantendissimilation zu *nt* geworden. Alessio vermutet dagegen eine Kreuzung mit lat. *mundus* (It. dial. 10, 127); doch versteht man nicht recht, warum dieses Wort auf den Pflanzenamen eingewirkt haben soll. In den Formen mit anlautendem *a*-, kalabr. *amúndaci*, ist wohl mit Bertoldi ein vorindogermanisches Präfix zu sehen, das insbesondere in Pflanzennamen häufig auttritt; vgl. gr. *ἄπιος* gegenüber lat. *pirus* ‘Birnbaum’ und die Hinweise bei Alessio, StEtr. 18, 149 und Hubschmid, VRom. 11 (Besprechung v. Wartburg).

Die altsardischen Entsprechungen weisen auf eine romanische Ableitung von \**múteko*-, \**mutéculus*; vgl. asard. *muteclu*, *sa terra dessu mutecariu* (Condaghe di S. Pietro di Silki 207, 418), *mudeghu* (Carte Volgari dell’Archivio Arcivescovile di Cagliari, Glossar), woraus, mit regulärer Lautentwicklung, Olzai *mudècru* ‘cisto’ (Cara), nuor. *mutréku*, logudor. *muôréyu*, *muôéyu*, campidan. *murdéyu* u. ä. (Rev. ling. rom. 4, 53–54 und Karte 25). Daß für diese sardischen Wörter nicht mit Bertoldi ein vorromanischer Typus \**mutēcu*, der sich mit lat. *myrta* gekreuzt hätte, anzusetzen ist (StEtr. 10, 312), oder mit Alessio ein hypothetisches \**mutrēco*

<sup>1</sup> Ed. M. Wellmann, Bd. 2 (Berlin 1906) 48 = III 36, codd. RV (Pseudo-Dioskurides); vgl. M. Wellmann, *Hermes* 33, 360–422.

<sup>2</sup> Dioskurides I 97, codd. RV.

(Ce fastu? 14, 175), zeigt die analoge Entwicklung von lat. *speculum* im Sardischen: Bitti *ispréku* usw.; s. M. L. Wagner, *Hist. Lautlehre des Sardischen* §§ 25, 250, 408.

Neben dem seltenen kalabr. *mútaca* ‘cisto’ ist weiter verbreitet kalabr. *mucchia*, *mucchiu* ‘cisto’. Dieses Wort findet sich auch in andern italienischen Mundarten: apul. (Martina Franca) *mucchje* ‘fratta, Cistus monspeliensis’ (Grassi 48), Lecce, Terra di Lavoro, Volterra *mucchio* ‘Cistus monspeliensis’ (Penzig), Elba *mukkio* (It. dial. 8, 218), kors. *mucchiu* (ALEIC 951), Manfredonia *mucchio* ‘pianta legnosa che cresce nelle boscaglie e, in genere, nei luoghi macchiosi; fa cespuglio’ (Acquaviva 139), Taranto ‘*stipa*, *fastello*, pianta legnosa da ardere’ (Pascale), Cilento *mucchja* ‘*pulicaria*; *cisto*’ (ZRPh. 57, 442). It. *mucchio* als Pflanzenname beruht wahrscheinlich auf rom. *mūtulus* und ist identisch mit lat. *mūtulus*, das allerdings nur in der technischen Bedeutung ‘Kragstein, Sparrenkopf’ überliefert ist. Ursprünglich muß lat. *mūtulus* aber eine weitere Bedeutung gehabt und noch andere hervorstehende Dinge bezeichnet haben, denn nur so erklärt sich it. *mucchio* ‘Haufe’. Von hier aus ergibt sich leicht die Übertragung auf hervorstehende, sozusagen einen Haufen bildende Sträucher, die Zistrosen, wie dies schon vor Bertoldi Rohlfs erkannt hat<sup>3</sup>.

So lassen sich zur Bezeichnung der Zistrose ein Italien und Sardinien gemeinsamer, auch etruskischer und lateinischer Stamm *mūt-* nachweisen, der mit verschiedenen Suffixen erweitert wurde: *mūtuka*, \**mūtaka*, \**mūteko-*, *mūtulus*. Nicht genügend beachtet wurden jedoch bis jetzt die katalanischen und provenzalischen Entsprechungen von etr. *μούτονχα*, die z.T. einen Stamm *mūt-* enthalten, genau wie eine Ableitung von lat. *mutulus*, iberorom. \**mutulōne* (> span. *mojón* ‘Grenzstein, Haufe’, REW 5797). So entspricht dem kalabr. *mútaca* ‘Zistrose’ das nach dem *Diccionari Aguiló* in der Provinz Gerona bezeugte *mòdegues*, *estepas*, d. h. ‘Zistrosen’. Diese bis vor kurzem vereinzelte Angabe wird durch den *Tresor de la llengua de Catalunya* von Griera bestätigt. In Bd. 10 (1946) belegt Griera kat. *mòdaga* (sprich *módaga*) ‘mena d'estepa de fulla larga i rugosa’ für vier Orte in der Provinz Gerona, nur dort; daneben auch, in Cassa de Selva (Gerona), die lautliche Variante *mòduga* ‘especie de ginesta’<sup>4</sup>. Das auf ein relativ kleines Gebiet beschränkte kat. *mòdaga* ‘Zistrose’ kann wiederum nicht getrennt werden von lang., Aude, Carcassonne *moucho* f. ‘ciste’, Pézénas *mouche* m., lang. *moûches* (Sauvage), Béziers *mougé*, Gard *mougés*, Belmont (Aveyron) *mouche* und der Ableitung Pyr.-Or. *motxera* (Rolland 2, 205). Ein *ū* als Stammvokal, wie die italienischen Formen, setzen voraus Alais (Gard) *mugo* ‘ciste de Montpellier’, Forcalquier (BAlp.) *mugo*

<sup>3</sup> Arch. f. d. Stud. d. neueren Sprachen 162, 155; vgl. auch span. *estepa* und seine Familie, unten Anm. 4.

<sup>4</sup> In den übrigen katalanischen Wörterbüchern (Labernia, Bulbena, Vogel, Vallés usw.) fehlt das Wort. Weiter verbreitet ist kat. *esteba* ‘Zistrose’, span., galiz. *esteba*, galiz., port. *esteba*, mozarab. *istip*, in ON *ad illo Steparae* 1092 (Col. doc. Arag. 3, 183), de *Stepar* 1100 (Doc. ling. Esp. 1, 197). Diese Wörter beruhen auf rom. \**stippa*/\**stipa* und sind zu vergleichen mit it. *stipa* ‘arbusti in genere, come scopa, ginestre, sterpo, legna minuta’, ‘*mucchio*, *siepe*’ und lat. *stipare* ‘anhäufen’; vgl. oben Anm. 3.

'ciste à feuilles de sauge' (Rolland 2, 210), mit der Ableitung St-Georges (Hérault), Gard *mugan* 'Cistus albidus' (Rolland 2, 208), niç. *mugan* 'ciste cotonneux' (Eynaudi).

All diese Formen weisen, wie kat. *mòdaga*, auf eine Erweiterung mit einem *k*-Suffix, \**mítaka*, \**mútako*-, \**mütaka*. Während im Katalanischen das *a* der Mittelsilbe meist erhalten bzw. zu *e* (ə) geschwächt wurde, ist es im Provenzalischen, wie in andern Wörtern, schon früh synkopiert worden; vgl. lat. *monachus* > akat. *monech*, *monje*, aprov. *monge* usw. Dabei ist das -*k*- der Auslautsilbe teilweise nicht sonorisiert worden und ergab zusammen mit dem vorhergehenden *t* eine Affrikate *tš*, im Katalanischen *tx* (> *x*), im Provenzalischen *ch* geschrieben: kat. (Pyr.-Orient.) *motxera*, lang. *moucho* u. ä. Bei später Synkope konnte noch der Wandel von intervokalischem -*k*- > aprov. -*g*- eintreten; daher die Nebenformen lang. *mouge* mit einer Entwicklung von -*d'g*- > *dž* und lang., nprov. *mugo* mit nicht palatalisiertem *g*. Vorrom. \**mítaka* 'Zistrose' hat also, je nach den örtlichen Dialekten, im Katalanischen zwei, im Provenzalischen drei lautliche Varianten ergeben, genau wie andere, ähnlich gebildete Wörter: lat. *pertica* > akat. *pertxa*, *perxa*<sup>5</sup>, aprov. *percha*, *perja*, *perga*<sup>6</sup>; lat. *mantica* > akat. *manxa* 'Blasebalg', alang. *mancha*; rom. \**annōticus* > aprov. *anotge* 'jähriges Schaf', lang. *nouge* usw.<sup>7</sup>. Offenbar war Bertoldi zu wenig mit dem Katalanischen vertraut; sonst hätte er nicht die einzige ihm bekannte Form, Pyr.-Or. *motxera* 'Zistrose', auf einen Typus \**mutulāria* zurückgeführt (StEtr. 10, 314): -*tl-* ergibt im Katalanischen des Festlandes durchwegs palatales *l*, geschrieben *ll*; vgl. rom. \**mutulōne* > akat. *mollon*, kat. *molló* 'mojón, fita', d. h. 'Grenzstein', rom. \**situlōne* > kat. *sellon*, akat. auch *sellona* 14. Jh. 'Gefäß für Wasser' (Estud. univ. cat. 4, 137) usw., s. P. Fouché, *Phonétique historique du roussillonais* S. 161. Die von Rolland, *Flore populaire de la France*, verzeichneten südfranzösischen Formen waren Bertoldi ebenfalls bekannt; doch hat er sie merkwürdigerweise in jenem Aufsatz nicht erwähnt und anderswo in lang. *mugo* einen vorromanischen Stamm \**mük-* gesehen, der auch in trent. usw. *muga* 'Pinus mugus' erhalten wäre<sup>8</sup>. Diese Etymologie könnte zwar mit einem Hinweis auf tosk. *muccoli* 'Cistus salvifolius' (nach Penzig bezeugt für Montemurlo) gestützt werden; doch halten wir sie aus sprachgeographischen Gründen für weniger wahrscheinlich<sup>9</sup>.

<sup>5</sup> Belege im *Diccionari Aguiló*; vgl. ferner aroussill. *pertxes* 1308 (Fouché, *Phonétique historique*, S. 194), akat. *perxa* 1278 Ager (Pirineos 5, 246).

<sup>6</sup> Belege bei E. Levy, *Prov. Supplementwörterbuch*; vgl. ferner aprov. *perja* 1268 Aude (MC ons. Limoux, Glossar), 1318 Tarn (Cart. Rabastens 36).

<sup>7</sup> Zahlreiche weitere Beispiele für die verschiedenartige Entwicklung von ursprünglich stimmlosen Konsonanten zwischen Vokalen vorletzter und letzter Silbe verzeichnen C. Appel, *Prov. Lautlehre*, § 41a-c, und E. Seifert, *Die Proparoxytona im Galloromanischen*, S. 16–69. – Mit Fouché (oben, Anm. 5) und Meyer-Lübke in akat. *perxa* ein Lehnwort aus dem Französischen zu sehen, ist nicht nötig.

<sup>8</sup> Riv. fil. 60, 343. Vgl. auch Alessio, *Ce fastu?* 14, 178; die Materialien zu trent. *muga* stellt R. A. Stampa, *Contributo al lessico preromanzo ...*, Rom. Helv. 2, 63, zusammen.

<sup>9</sup> Vielleicht ist tosk. *muccoli* auch eine junge, aus dem weiter verbreiteten *mucchio* (< *mūtulus*) abgeleitete Form, Alessio, It. dial. 10, 127, enthält also nicht einen Stamm \**mūkk-*. Möglich ist auch eine Ableitung von \**mucca* < etr. \**mut-ka* (J. U. Hubschmid).

Auf einer weitern vorromanischen Variante, \*mútaro-, beruht das in St-Sernin (Aveyron) bezeugte *moudre* ‘ciste à feuilles de sauge’ (Vayssier).

Die *k*-Suffixe der Familie von etr. *μούτονα* finden sich nicht nur in auf Pflanzen bezüglichen Wörtern vorgriechischen, sondern auch vorromanischen (mediterranen) Ursprungs: vgl. z. B. gr. *αἴσανος* ‘Myrten- oder Lorbeerzweig’, ἀμάραντος ‘Majoran’ usw. (Chantraine 376); kalabr. *bálacu* ‘violacciocca, Matthiola annua’ mit seinen Entsprechungen in andern italienischen (auch sardischen) Mundarten (Alessio, StEtr. 20, 142), wenn nicht mit Rohlfs, *Diz. dial. delle tre Calabrie* 2, 358, an arabische Herkunft zu denken ist (arab. *balaq* ‘color pezzato’)<sup>10</sup>; kat. *tàrec* ‘*Salvia verbenaca*’ (Rolland 8, 189), span. *tárrago*, gegenüber kat. *tarró* ‘*Salvia pratensis*’; ferner span. *vástago* ‘Schößling’ und galiz. *sámago*, port. *sámago* ‘Splint, Weißholz’. Weder span. *tárrago* noch span. *vástago* lassen sich im Stamm etymologisch deuten<sup>11</sup>; galiz. *sámago* enthält dagegen denselben Stamm wie port. *samo* ‘Splint, Weißholz’ und das synonome bask. *zama*, das nach Azkue in Leikitio (Bizkaya) gebräuchlich ist. Die galizisch-portugiesischen Wörter *sámago* und *samo* sind also sicher, wie das -ako-Suffix, vorindogermanischen Ursprungs.

Die vorromanische Variante \*mútaro- enthält ein kollektives Suffix *-aro-*, das, wie Bertoldi in anderm Zusammenhang gezeigt hat, sich besonders in Pflanzennamen nachweisen lässt und ebenfalls vorindogermanischen Ursprungs ist: vgl. (vor)gr. *κισθαρος* ‘Cistus’ neben gleichbedeutendem (vor)gr. *κισθος* und (vor)gr. *κισσαρος* ‘Epheu’ neben (vor)gr. *κισσος* ds. und andere, von Bertoldi zitierte Beispiele<sup>12</sup>, insbesondere auch aus den romanischen Sprachen: vorrom. \**tubara* ‘Legföhre’ (*cum busco grosso, toveris* 1304 Soglio usw.<sup>13</sup>), \**kimaro-*, mit Metathese \**kir(a)mo-* ‘*Pinus cembra*’ (> trent. *Zimero* 1297, in Ortsnamen, bresc. *cimbro*; tirol. *zirm* usw.<sup>14</sup>); (vor)rom. *tamara* ‘Schosse, junge Zweige’ CGL 3, 127, 48 (> apul. *támaru* ‘Schosse’, arag. *támara*<sup>15</sup> usw. und, mit regulärer Lautentwicklung, Salamanca *tarma* ‘Stecken zum Anbinden oder Stützen von Pflanzen’<sup>16</sup>, astur., Cabranes *tarmu* ‘Maisstaude, deren Fruchtkolben abgeschnitten wurde’ usw.)<sup>17</sup>; \**ámbara* ‘Himbeeren’ (> nprov. *ambro*<sup>18</sup>); \**lámara* ‘Geröll’ (> gask. *lambros*<sup>19</sup>);

<sup>10</sup> Alessio verknüpft kalabr. *bálaku* mit bask. *balke* ‘Wicke’; doch zu Unrecht, wie die übrigen baskischen Formen, *zalke* usw., zeigen, s. Bouda, Eusko-Jakintza 3, 114. Zu kalabr. *bálaku* vgl. auch Çabej, Gl. 25, 56.

<sup>11</sup> Menéndez Pidal denkt bei span. *vástago* an got. *wahstus* ‘Wachstum’, ohne aber das Suffix zu erklären (Festschr. Mussafia 391).

<sup>12</sup> Mélanges v. Ginneken 158–168.

<sup>13</sup> Cod. dipl., ed. Mohr, 2, 190. Vgl. Bertoldi, ARom. 17, 78; J. U. Hubschmid, ZRPh. 62, 124.

<sup>14</sup> Hubschmid, ZRPh. 66, 90.

<sup>15</sup> ‘cada uno de los tallos en las plantas’ (Pardo Asso); Hubschmid, ZRPh. 66, 22–24 (hier auch lat. *tamarix*).

<sup>16</sup> So in der Sierra de Francia (Lamano y Beneite). Zur Lautentwicklung vgl. vorrom. \**sénara* > span. *serna* (unten) und lat. *gener* > span. *yerno*.

<sup>17</sup> García Oliveros 157. Vgl. auch astur. *tarma* ‘vara con sus hojas verdes’, Santander *tarmada* ‘rama de árbol, el árbol entero con todas sus ramas, sino es muy grande’ (BAE 25, 395), montaň. *tarmás*, *tarmíos* ‘estaquillas, varas de esquilmó secas’; mit Entwicklung eines Sproßvokals auch astur., Cabranes *táramu* = *tarmu*, *tarma* (García Oliveros 465; zum Lautlichen García de Diego, *Manual de dial.* 150).

<sup>18</sup> Hubschmid, ZRPh. 66, 16.

<sup>19</sup> Hubschmid, bei v. Wartburg, FEW 5, 134.

\*támaro- ‘Erdrutsch’ (> galiz. *támaro*<sup>20</sup>); \*gándara ‘sandsteinartiger Boden’ (> port., galiz. *gándara*, astur. *granda*, als Pflanzenname montañ. *gándaro*<sup>21</sup>) gegenüber alpin. (Tessin bis Dolomiten) *ganda*, *gana* u. ä. ‘Geröllhalde’<sup>22</sup>; \*sénara ‘fruchtbares Stück Land’<sup>23</sup> (> aport. *senrra*, aspan. *senera*, *senra*, *serna*<sup>24</sup>, port. *seara*, span. *senara* usw.); \*áskuara ‘Glut’ (> astur., Colunga, Cabranes *áscuara*) gegenüber span., galiz. *áscua* ‘Glut’<sup>25</sup>; \*lápparo- ‘junges Kaninchen’ (> port. *láparo*)<sup>26</sup>, \*kápparo- ‘junges Wildschwein’ (> leon. *cáparo*)<sup>27</sup>.

Den Stamm *mut-* hat Bertoldi mit weitem Wörtern verknüpft wie z. B. mit sikel. *μύττακες* · *μύκαι* Hes., das wohl ‘Haufe’ bedeutet (vgl. gr. *μύκων* · *σωρός*, θηγαός Hes.) und dasselbe Suffix wie kalabr. *mútaka* ‘Cistus’ enthält; auch mit bask. *mutur* ‘Schnauze’, eigentlich ‘das Hervorstehende’ und seiner Familie, sicher mit Recht<sup>28</sup>. Wir wollen uns jedoch hier auf die einen vorromanischen Stamm *mut-* enthaltenden *Pflanzennamen* beschränken. Durch den Hinweis auf die Bertoldi entgangenen katalanischen Entsprechungen von etr. *μούτονα*, kat. *mòdaga*, und die eingehendere lautliche Untersuchung anderer, damit verwandter katalanischer und südfranzösischer Formen zur Bezeichnung der Zistrose konnten wir das westliche Verbreitungsgebiet des Typus vorrom. *\*mútaka* bedeutend erweitern.

Wie sind nun die aufgedeckten Wortgleichungen historisch zu erklären? Nach der Verbreitung der romanischen Formen vom Typus *\*mútaka* zu urteilen, werden die Etrusker, die wohl aus Kleinasien nach Italien gekommen sind<sup>29</sup>, *μούτονα* in Italien von einer voretruskischen, mediterranen Bevölkerung übernommen haben, denn es ist unwahrscheinlich, daß die kalabresischen, sardischen, katalanischen

<sup>20</sup> ‘montón grande de tierra corrida a consecuencia de las lluvias’, Cuadernos de estudios gallegos 4, 1949, 194. Der schon alt überlieferte Flussname *Tamaris* in Galizien (> *Tambre*), der *Tamaris* in Britannien (> *Tamer*) und in Samnium (> *Tammaro*) enthalten denselben, in weitem Flussnamen bezeugten Stamm *Tam-*, für welchen M. Förster wegen air. *tām* ‘Zerfliessen, Fäulnis’ eine Grundbedeutung ‘schmelzen, sich auflösen, zerfließen’ angesetzt hat (*Der Flussname Themse* [München 1941] 407, 728). Galiz. *támaro* und das in Flussnamen häufige Suffix -ar- (Förster a. a. O. 408–410) würden demnach (wie einige folgende Wörter?) nicht mit -ar- in Pflanzennamen zu vergleichen sein.

<sup>21</sup> Santander (BAE 25, 388), montañ. *gándaro* ‘grosella del monte’, montañ. *gandaral*

<sup>22</sup> Zuletzt Hubschmid, Festschr. Jud 249.

<sup>23</sup> REW 7815a, mit irrtümlicher Grundform und Bedeutungsangabe.

<sup>24</sup> In Urkunden seit dem 9. Jh. Hunderte von alten portugiesischen und spanischen Formen.

<sup>25</sup> Bask. *ausko* bedeutet ‘Blasbalg’, nicht ‘Kohle’, wie Meyer-Lübke angibt (REW 805). gehört also kaum hieher.

<sup>26</sup> Hubschmid, Festschr. Jud 249.

<sup>27</sup> In der Cabrera bzw. der Cabrera baja gebräuchlich, laut Silván (Garrote, *Dial. leonés*) und Aragón y Escacena, *Entre brumas* (Astorga 1921) Vokabular. Wie sich dazu gr. *κάρπος* ‘der wilde Eber’ verhält, bedarf noch der Abklärung.

<sup>28</sup> Vgl. auch Walde-Hofmann, LEW, s. v. *mütulus*; Hubschmid, *Actes et mémoires du IIIe Congrès internat. de topon.*, Bruxelles 1951 oder 1952.

<sup>29</sup> Vgl. dazu C. Battisti, StEtr. 12, 421–423, 427–430; P. Kretschmer, Glotta 30, 216; W. Brandenstein, RE II/14, 1917 (unter ‘Tyrrhener’), Rev. des études indo-eur. 3, 66–90 (*Zur Frühgeschichte der Tyrrhener*), *Frühgeschichte und Sprachwissenschaft*, hg. von W. Brandenstein (Wien 1948) 55–59 (*Dionysius von Halikarnassos gegen Herodot*); M. Pallottino, *L'origine degli Etruschi* (Roma 1947); J. Bérard, REtAnc. 51 (1949), 201–245.

und südfranzösischen Entsprechungen von etr. *μούτονζα* direkt oder indirekt (durch lateinische Vermittlung) aus dem Etruskischen stammen. Wenn heute \**mútaka* in Italien nur noch im äußersten Süden – in der ursprünglichen Form in einem einzigen Dorf – nachweisbar ist, so erklärt sich dies durch die spätere Überlagerung durch den regionallateinischen Typus *mütulus* ‘Zistrose’. Die vereinzelte südfranzösische Variante \**mútarō-* weist deutlich auf ein bodenständiges, aus dem vorindogermanischen Substrat Galliens stammendes Wort – auch dieses lässt sich nach den uns zur Verfügung stehenden Quellen nur für einen einzigen Ort belegen. Die auffällige Beschränkung von vorrom. \**mútaka* im Iberoromanischen auf ein kleines Gebiet in der Provinz Gerona wird ebenfalls sekundär sein, denn das alte Wort ist wohl anderswo durch Vertreter von rom. \**stíppa*, \**stípa* verdrängt worden.

So gibt es in den romanischen Sprachen und Mundarten des Mittelmeergebietes noch manche interessante, bisher kaum beachtete oder unzutreffend erklärte Wörter vorindogermanischen Ursprungs, und zahlreiche Etymologien lateinischer Wörter, die aus einer vorlateinischen mediterranen Sprache stammen (wie z. B. lat. *mütulus* oder lat. *sappinus* ‘Art Föhre’)<sup>30</sup>, werden erst durch die Berücksichtigung der romanischen Entsprechungen ins richtige Licht gerückt. Wenn sich auch in den bisher publizierten Arbeiten über romanische Wörter mediterranen, vorindogermanischen Ursprungs manche Irrtümer finden, die z. T. auf unvollständiger Dokumentation oder Unkenntnis der Lautentwicklung einzelner romanischer Mundarten beruhen, z. T. auch auf der durchaus verständlichen Neigung, im Eifer der Entdeckungen allzuviel aus dem «sostrato mediterraneo» zu erklären<sup>31</sup>, so gebührt den italienischen Romanisten doch das Verdienst, dieses oft dornige Forschungsgebiet zuerst eingehend bearbeitet zu haben. Mögen ihre Studien auch in andern Ländern die nötige Beachtung finden und Anregung bieten zu weiteren Forschungen über den Wortschatz vorindogermanischer Mittelmeersprachen.

<sup>30</sup> Vgl. dazu Hubschmid, VRom. 11 (*Circummediterrane Wortgruppen*).

<sup>31</sup> Vgl. dazu Hubschmid, *Vorindogermanische und jüngere Wortschichten in den romanischen Mundarten der Ostalpen*, ZRPh. 66, 40–93. Fast alle der dort (in den Kapiteln II–VI) besprochenen Wörter wurden schon irrtümlich dem vorindogermanischen Substrat zugeschrieben.

## Miszelle

### I sostantivi in -men

di Giorgio Pasquali, Firenze

Secondo S. e R. Werner (Mus. Helv. 6 [1949] 29) i sette sostantivi in *-men*, testimoniati la prima volta in Virgilio, potrebbero essere considerati quali foggiani da lui. Ma per *stramen* gli autori stessi si mostrano dubiosi: con ragione, e non solo a causa dell'affinità con *στρῶμα*. *Stramen*, come avrebbe potuto insegnare uno sguardo al Meyer-Lübke, ha continuatori in gran parte della Romania, particolarmente in Italia, Francia, Provenza, alle quali non può essere stato legato da Virgilio. Come i Werner stessi accennano, *substramen* è già preclassico. Non sono queste le sole parole popolari e agricole in *-en*; *laetamen*, posteriore a Virgilio, è parimenti continuato dall'italiano *letame*, già documentato nel Boccaccio; e la parola è troppo diffusa in moltissime parti d'Italia, proprio fra i contadini, perché possa essere ripresa dal latino, non continuata. E tanto queste formazioni sono sentite come agricole schiette che nel Cinquecento nostro da *concio* si è formato, certo per analogia di *letame*, *concime*. Quel *-men*, se serve a vocaboli metricamente comodi, caratterizza anche formazioni volgari, come mostra la lunga lista di esempi, ricavati da traduzioni latine della Bibbia, di Rönsch (*Itala und Vulgata* 25ss.). È anzi noto che tutti i suffissi in *-men*, *-amen*, *-imen*, *-umen* sono rimasti vivi nelle lingue romanze, in quale quello in quale questo, in quale più in quale meno. In nessuna, certo, quanto in italiano, dove sono ancor oggi produttivi, indicando spesso concetti di massa: *rame* (*aeramen*, *airain*), *bestiame*, *salame* (e più generico *salume*). E sono tuttora produttivi per lo più con quella sfumatura dispregiativa, che è inherente per sua natura ai concetti di massa in una civiltà ancora classista: si pensi ai nostri recentissimi *professorume*, *impiegatume*, *clericalume*, o a *contadiname*, *parentame*; ancora, all'ultima trovata del ministro Scelba che pochi mesi or sono chiamò in un congresso politico gli intellettuali suoi avversari non si capì bene, e si discute ancora, se *culturame* o *culturume* o *culturalume*. Molto su questo argomento, anzi tutto tranne gli ultimi sviluppi, i Werner avrebbero trovato in Meyer-Lübke (*Romanische Formenlehre*, § 444, e anche nella *Historische Grammatik der französischen Sprache*, II, *Wortbildungslehre*, §§ 79–80). Ma ci siamo già troppo allontanati da *stramen*.

## Buchbesprechungen

Wegen Platzmangels können die Besprechungen zur lateinischen Philologie erst im Laufe des Jahres 1951 veröffentlicht werden. Aus dem gleichen Grunde sieht sich die Redaktion gezwungen, in Zukunft den Umfang der Rezensionen zu beschränken, weil es nur so möglich ist, den Leser über die wichtigsten Neuerscheinungen rasch und vollständig zu unterrichten.

**Karl Schebold: Orient, Hellas und Rom in der archäologischen Forschung seit 1939.** Wiss.-Forsch.-Berichte Bd. 15. A. Francke Verlag, Bern 1949. 248 S., 32 Abbildungen auf 8 Tafeln. Fr. 18.80.

Das Buch Karl Schebolds ist eine der wirklich erfreulichen Neuerscheinungen des vergangenen Jahres auf archäologischem Gebiet und vermag den verschiedenartigsten Ansprüchen Genüge zu leisten. Es soll keine vollständige Bibliographie sein, deren in den letzten Jahren eine ganze Reihe herausgekommen ist, sondern will den Zugang öffnen zu den Schätzen der abendländischen Vergangenheit und einen Überblick geben über die großen Kulturen der Antike und ihre wechselnden Beziehungen. Berücksichtigt werden vor allem der neueste Stand der Forschung und die Probleme, welche die heutige Wissenschaft sich stellt. Die Einleitung gibt eine knappe, vortreffliche Darstellung der Entwicklung der Archäologie seit Joachim Winckelmann. Ein erstes Kapitel behandelt die Grundlagen der antiken Welt; klar wird der Beitrag des alten Orients, Ägyptens, Kretas und des Nordens an die griechische Kultur herausgearbeitet, jedoch immer wieder auf deren Eigengesetzlichkeit hingewiesen und darauf, wie sie sich das Fremde, wo sie es brauchte, anverwandelt hat. Den größten Raum des Buches nimmt Griechenland in Anspruch; seine 100 im Vergleich zu den 53 Rom gewidmeten Seiten geben ein Bild von der gewaltigen Grabungstätigkeit vieler Nationen sowie von der intensiven Beschäftigung der modernen Wissenschaft mit dem griechischen Teil der Antike. Das letzte Kapitel befaßt sich mit den Rand- und Einflußgebieten der griechisch-römischen Welt.

Jeder Unterabschnitt über Ausgrabungen, Architektur, Plastik, Malerei usw. wird durch eine kurze Allgemeinbetrachtung eingeleitet, oft verbunden mit ausführlicher Stellungnahme des Verfassers, dessen große Kenntnis der Literatur, besonders auch der jetzt so bedeutenden angelsächsischen, Bewunderung erweckt. Das Buch bedeutet so weit mehr als ein bloßes Nachschlagewerk, es ist eine lebendig und mit warmer Begeisterung geschriebene Kunstgeschichte des Altertums, dem Forcher Hilfsmittel, dem Studenten Einführung in die Archäologie der alten Welt.

Ines Jucker.

**Fritz Taeger: Die Kultur der Antike.** Hermann Schaffstein Verlag, Köln 1949. 156 S.

Der Marburger Althistoriker, der in den letzten Jahren bereits zweimal mit einer Gesamtdarstellung der Geschichte des Altertums hervorgetreten ist (*Das Altertum*, 2 Bde. Kohlhammer, Stuttgart 1939, und *Grundzüge der alten Geschichte*, Kompaß-Verlag, Oberursel 1948, 118 S., eine ganz knappe Übersicht in Stichworten und mit Nennung der Hauptliteratur für den Schulunterricht), legt in einem äußerlich kleinen, aber inhaltsschweren Bändchen eine neue Gesamtschau des Altertums vor, die allen, die sich um das Verständnis des Altertums bemühen, nur sehr zur Genußreichen und belehrenden Lektüre empfohlen werden kann. Das Büchlein wendet sich vor allem an weitere Kreise, was am stärksten in den kurzen Fußnoten zum Ausdruck kommt, die Namen, Erscheinungen und Begriffe kurz erläutern, die jedem, der etwas vom Altertum weiß, bekannt und geläufig sind, hat aber trotzdem auch dem Fachmann in der großzügigen Deutung des antiken Geschehens Wesentliches zu sagen. Natürlich kann auf 156 Seiten Kleinoktagne keine Schilderung antiken Lebens gegeben werden. Der Zweck des Buches ist, die großen, entscheidenden Züge und Entwicklungen im geschichtlichen und kulturellen Ablauf der antiken Welt klar herauszuarbeiten, und das gelingt ihm ausgezeichnet. Eine erste kurze Abteilung «Vielfalt und Einheit» skizziert die geographischen Bedingungen des Mittelmeerraums, der als Raum der Mitte in jeder Hinsicht mit steter gebender und nehmender Verbindung zu den großen kontinentalen Räumen im Norden und Osten und der anregenden Vielfalt seiner Lebensräume und Lebensbedingungen prädestiniert war, in ihrer unablässigen gegenseitigen Auseinandersetzung Ursprungsland der menschlichen Hochkulturen zu werden, und bestimmt

kurz den Anteil der wichtigsten Völkergruppen an dieser Herausbildung der Hochkulturen. Der Hauptabschnitt, «Der gesichtliche Ablauf», umreißt in großen Linien den Gang der kulturellen Entwicklung des Altertums und deutet ihn aus den großen geistigen Kräften und Strömungen. Dieser Ablauf stellt sich dar wie ein großer Bogen, der am Ende wieder in die Lage des Ausgangs zurückkehrt. Am Anfang stehen im alten Orient und im vorklassischen Griechenland die «archaischen» Kulturen, in denen das menschliche Leben durch allgemeingültige Traditionen und Bindungen bestimmt wurde, die vor allem religiöser Natur waren. Diesen festgefügten Bindungen entsprach der festgefügte soziale Aufbau nach bestimmten Gesellschaftsklassen, die Organisierung dieser Gesellschaft in einem mehr oder weniger absoluten Herrschaftsstaat, ein Wirtschaftsleben auf der Stufe der Naturalwirtschaft und eine in ebenfalls festgefügten Normen lebende «vorstellige» Kunst. Alle diese Bindungen wurden im klassischen Griechentum gesprengt, das den Menschen selber und den Menschengeist zum Maß aller Dinge machte und das eigene und das allgemeine Leben nach eigener, rationaler Erkenntnis gestaltete, die selber die nunmehr gültigen Gesetze aufstellte. Dem neuen, freien, autonomen klassischen Menschentum entspricht die Organisierung der menschlichen Gemeinschaften in dem sich selber regierenden griechischen Bürgerstaat, die Intensivierung und Bereicherung des Wirtschaftslebens in der Geldwirtschaft, die selbst erarbeitete neue rationale Schau der Welt in Wissenschaft und Philosophie und die einzigartige Hochblüte der neuen darstellenden klassischen Kunst. Diese Zeit der antiken Kultur in ihrem eigentlichen Sinn umfaßt die Jahrhunderte des klassischen Griechentums, den Hellenismus und die ersten zwei Jahrhunderte der römischen Kaiserzeit. Im dritten Jahrhundert n. Chr. kehrt die antike Welt zum Ausgang zurück zu neuen «gebundenen Formen». Es ist erstaunlich, wie sehr vorklassische Zeit und Spätantike in vielen Bereichen sich ähneln. Wieder bestimmt religiöses, dogmatisch gebundenes Denken das menschliche Leben und gibt ihm von außen auferlegte feste Maßstäbe alles Denkens und Handelns, wieder verfestigt sich die menschliche Gesellschaft in kastenartiger Erstarrung, zusammengefaßt in einem absolut regierten Staat, wieder kehrt die Wirtschaft großenteils zu naturalwirtschaftlichen Formen zurück und die Kunst zur «vorstelligen» Kunst, die mit festen Symbolen und Formeln arbeitet. Alle diese gleichen Erscheinungen der verschiedenen Seiten menschlichen Lebens sind am Anfang und am Ende in gleicher Weise miteinander verbunden. Die Erklärung für die Rückkehr der Antike zu ihrem archaischen Anfang liegt nach Taeger einmal darin, daß es der griechischen Geisteshaltung doch nicht gelungen war, die Menschenmassen und Riesenräume des Orients wirklich zu erfassen und zu durchdringen, der stets in den alten Denk- und Lebensformen verhaftet blieb und dann in dem Siegeszug seiner verschiedenen, sich aber alle gleichermaßen an den Einzelnen persönlich wendenden Erlösungsreligionen auch den Westen erobern konnte. Und daß dies geschehen konnte, war bedingt dadurch, daß mit dem Entstehen der hellenistischen Großstaaten und des römischen Weltreichs die unmittelbare Beziehung des einzelnen zur Gesamtheit des menschlichen Lebens in der Gemeinschaft des sich selbst bestimmenden Polisstaats wieder verloren ging und staatliches und individuelles Leben sich wieder trennten. Aber andererseits war nur mit dieser Rückkehr zu archaischen Formen die Möglichkeit gegeben, daß antike Kultur weitgehend von der noch in gleichen Formen lebenden Umwelt aufgenommen werden und damit auch Grundlage der mittelalterlichen und modernen Welt werden konnte. Eine ganz kurze Zeittafel, ein kurzes Literaturverzeichnis und ein paar allgemein orientierende Kartenskizzen sind dem auch äußerlich gut ausgestatteten Büchlein beigegeben.

Ernst Meyer.

**Fritz Taeger: Das Altertum, Geschichte und Gestalt der Mittelmeerkultur.** 4. Auflage. Europa-Verlag, Zürich/Wien 1950. 980 S.

Der Begriff Altertum umfaßt heute nicht mehr bloß Hellas und Rom, sondern zugleich den ganzen vorderen Orient, dessen Kenntnis durch die Grabungen der letzten Jahrzehnte zeitlich und räumlich gewaltig erweitert worden ist. Das Werk von Taeger, dessen vorliegende vierte Auflage vor allem die Geschichte des Orients und der römischen Kaiserzeit in umgearbeiteter Form bringt, wird dieser universalen Wortbedeutung schon durch den Untertitel gerecht. Dies hindert den Verfasser aber nicht, dennoch getreu humanistischer Überlieferung das fünfte vorchristliche Jahrhundert der griechischen Geschichte als Höhepunkt herauszuheben. Seine alle Gebiete der Kultur umfassende Darstellung wird hier am persönlichsten und wärmsten, dagegen hat man den Eindruck, daß er den staatsrechtlichen, sozialen und wirtschaftlichen Problemen, welche die Erforschung der Spätantike heute vorwärtsstreben, weniger nahe steht. Der gebildete Laie, für welchen das Buch vor allem geschrieben ist, wird darin überall Belehrung finden und durch die bibliographischen Listen zu weiterer Lektüre angeregt werden. Der Fachvertreter dagegen bedauert das – durch finanzielle Rücksichten begreifliche – Fehlen aller Einzelnachweise. F. Wehrli.

*A. J. Festugière: L'enfant d'Agrigente suivi de Le Grec et la nature. Les îles d'or, librairie Plon. Paris 1950. XI + 187 S.*

Die hier anzuseigende Sammlung von Studien und Essays ist unter dem Titel *L'enfant d'Agrigente* erstmals 1941 erschienen und liegt nun, vermehrt um einen Aufsatz über die Griechen und die Natur, in zweiter Auflage vor. Den ursprünglichen Titel erläutert eine eingangs erzählte Begegnung des Autors, in welcher für ihn, den katholischen Priester, die Beziehung von Antike und Christentum symbolischen Ausdruck gefunden hat.

Diese Beziehung oder die Frage nach der heutigen Aktualität des Griechentums bestimmt denn auch, teils ausdrücklich und teils stillschweigend, die Thematik der einzelnen Aufsätze; in allen finden Gedankenreichtum und Gelehrsamkeit des Autors den gleich fesselnden und mühelosen Ausdruck. Eigentliche Gegenüberstellungen sind die Studien *Saint Paul à Athènes*, *Le sage et le saint, Mystique payenne et charité* und *Ascèse et contemplation*. Mehr die Form einer historischen Würdigung hat der Aufsatz *La religion d'Euripide*, der stillschweigend die einseitige Vorstellung von Euripides dem Sophistenschüler korrigiert, ebenso diejenigen über *Chansons Grecques* und *Fêtes agricoles de Rome*. Über die griechische Bewertung des Zukunftswissens werden im Abschnitt *Sur une épitaphe de Simonides* fruchtbare Gedanken geäußert, und der formalen Seite der antiken Dichtung ist der Essay *De la tradition des poètes Grecs* gewidmet.

F. Wehrli.

*Eduard Schwyzer †: Griechische Grammatik*, auf der Grundlage von Karl Brugmanns Griechischer Grammatik. 2. Bd.: Syntax und syntaktische Stilistik. Vervollständigt und herausgegeben von Albert Debrunner. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1950. XXIII + 714 S.

Als Eduard Schwyzer am 3. Mai 1943 in Berlin starb, lag zwar das Manuskript des 2. Bandes seiner Grammatik, deren 1. Band 1934/39 erschienen war, schon fast fertig vor; ob aber eine Vollendung des Werkes noch möglich sein würde, war bei der damals und in den nächsten Jahren herrschenden Unsicherheit höchst fraglich. Um so größer ist daher sowohl bei den Alphilologen als auch bei den Linguisten die Freude darüber, daß jetzt dieser 2. Band wirklich vorliegt. Was noch fehlt, sind die verschiedenen Indices zu den beiden Bänden, welche bald, zu einem besondern Bande vereinigt, herauskommen sollen. Daß es nun so weit ist, dafür müssen wir in erster Linie Prof. A. Debrunner, der in entsagungsvoller Arbeit das Werk auf Grund vorhandener Notizen vervollständigt und herausgegeben hat, dann der Witwe des Verstorbenen und seinem Sohne, H. R. Schwyzer, aber auch dem Verlag sehr danken.

Es kann sich natürlich hier nicht darum handeln, diesen an Umfang dem 1. nahekommen den 2. Band auch nur einigermaßen einläßlich zu besprechen. Der Sinn dieser Zeilen ist vielmehr bloß der, auf das Erscheinen des lang erwarteten Werkes aufmerksam zu machen. Wie im 1. Band findet man auch hier eine große Stoff-Fülle verarbeitet, die mit reichhaltigen Beispielsammlungen und erschöpfenden Literaturangaben versehen ist. In der bekannten abgewogenen klugen Art Schwyzers werden hier die Probleme besprochen und oft durch Hinweise auf wenig bekannte Parallelerscheinungen anderer Sprachen ergänzt. Die meisten Benutzer werden sicher dankbar sein, wenn hier – im Gegensatz zum 1. Band – die herkömmliche Reihenfolge und Einteilung gewahrt ist, was das Aufsuchen einzelner Erscheinungen wesentlich erleichtert. Einem sehr großen analytischen Teil (Bedeutung und Funktion der Wortarten und Wortformen) folgt ein wesentlich kürzerer synthetischer Teil (Wortgruppen- und Satzlehre). Durch eine ganz knappe syntaktische Stilistik wird dieser 2. Band abgeschlossen. Hoffen wir nun, daß der Verlag das Versprechen einlösen kann, in Bälde auch den Indexband erscheinen zu lassen, der erst die volle Ausnützung des Stoffreichtums der beiden Textbände ermöglichen wird.

E. Risch.

*Hansjakob Seiler: Die primären griechischen Steigerungsformen*. Hamburger Arbeiten zur Altertumswissenschaft 6 (Diss. Zürich). Hansischer Gildenverlag, Hamburg 1950. IV + 134 S.

Nachdem namhafte Linguisten schon früh die mannigfältigen Steigerungsformen der indogermanischen Sprachen mit größtem Eifer und Scharfsinn untersucht haben, ohne eine in jeder Hinsicht befriedigende Lösung aller damit zusammenhängenden Probleme finden zu können, mag man sich vielleicht zunächst wundern, daß hier in einer Zürcher Dissertation neuerdings der Versuch unternommen wird, die primären griechischen Steigerungsformen, d. h. diejenigen auf *-ιων*, *-ιστος* genauer zu untersuchen. Doch hat sich dieses Wagnis sicher gelohnt. Denn der junge Gelehrte, dem man neben der Schule Leumanns an manchen Stellen auch den fruchtbaren Einfluß längerer Studien bei Benveniste

in Paris anzumerken glaubt, versteht es nicht nur, den indogermanisch ererbten Rahmen dieser Steigerungsformen übersichtlich darzustellen, sondern auch vorsichtig abwägend die griechische Entwicklung zu klären.

Wie schon längst bekannt, wurden im Indogermanischen solche Steigerungsformen ohne besondere Beziehung zu einem etwaigen Positiv direkt von der Wurzel abgeleitet. Schon in vorhistorischer Zeit erfolgte aber eine engere Bindung an bestimmte Adjektivtypen, vor allem an solche auf *-us* oder *-ros*, z. B. ἡδίως ἡδίστος oder μακρός μάστος μήκιστος. Der Verfasser untersucht nun, wie dieses System immer fester und der Positiv immer mehr zum Mittelpunkt wird, wobei sich viele, im Einzelfall oft nicht mehr klar faßbare Analogieformen entwickeln und entfalten. Auch dort, wo ein Positiv fehlt, glaubt er – zuweilen vielleicht zu weit gehend – adjektivisch gebrauchte Substantive als Ausgangspunkt nachzuweisen zu können, z. B. κέρδιον ἔστιν «es ist vorteilhafter» nach κέρδος ἔστιν «es ist Vorteil, d. h. vorteilhaft» (S. 84). Man ist auf den ersten Blick überrascht, wie viele von diesen vom Griechischen aus altertümlichen Steigerungsformen etymologisch dunkel sind. Aber gerade solche Ausdrücke aus der Sphäre «gut – schlecht» und «groß – klein» nützen sich in der Regel rasch ab und werden durch zunächst stärkere Wörter ersetzt. Für uns ist daher in vielen Fällen die Herkunft und der Weg dieser Neubildungen nicht mehr feststellbar. Das Verdienst des Verfassers liegt darum auch nicht etwa in neu aufgestellten Etymologien, sondern vielmehr darin, daß er die Entwicklungsmöglichkeit klar herausarbeitet, das Sichere vom Vermuteten scheidet und die einzelnen Deutungen sorgfältig gegeneinander abwägt. Sehr nützlich ist auch, daß er seine Darstellung durch zahlreiche übersichtliche Tabellen ergänzt.

E. Risch.

*Reinhold Strömberg: Greek Prefix Studies on the use of adjective particles.* Acta Universitatis Gotoburgensis 1946/3. Wettergreen & Kerbers Förlag, Göteborg 1946. 204 S.

In dieser Schrift werden vor allem die adjektivischen Komposita untersucht, welche mit ἀπ-, ἐπ-, ἐπι- oder ἐν- zusammengesetzt sind. Dabei gilt das Hauptinteresse denjenigen Bildungen, deren Hinterglied für sich allein schon ein Adjektiv ist, z. B. ἔξεργυθρος «rötlich», also jenen Komposita, welche wir gewöhnlich als determinativ bezeichnen. Dieser Typus ist sicher ziemlich jung und hat sich aus anderen, älteren Kompositionstypen entwickelt, teils aus verbalen Zusammensetzungen wie ἀπελεύθερος aus ἀπελευθερώω (S. 39), teils aus Possessivkomposita wie ἐπίλευκος «weißlich» nach ἐπίχρυσος «Gold auf sich habend, vergoldet» (S. 104ff., vgl. auch H. Forster, *Zur Geschichte der griechischen Komposita vom Typus ἐπίχρυσος*, Diss. Zürich 1950), teils sind es Hypostasen wie nach hom. ἐνδέξιος aus hom. Adverb ἐνδέξια, d. h. ἐν δεξιᾳ «nach rechts» (S. 118). An eine weitere Möglichkeit, daß nämlich die Präposition (Adverb) erst nachträglich zum folgenden Nomen gezogen werden konnte, denkt der Verfasser leider nur ganz selten. So ist z. B. ἀντάξιος, das er S. 19 als Hypostase von ἀντ' ἀξιας zu erklären versucht, in Wendungen wie πολλῶν ἀντάξιος ἄλλων Λ 514, ursprünglich πολλῶν ἀντ' ἀξιος ἄλλων (vgl. Σ 471f.) entstanden. Bei all diesen Komposita verblaßt mit der Zeit die alte lokale Bedeutung der Präposition: Oft ist sie nur noch schwächend, z. B. ἐπίλευκος, ἔξεργυθρος, zuweilen negierend, z. B. ἀφόμοιος oder dann verstärkend, z. B. ἀπόσκληρος. Diese Entwicklung ist in andern Fällen wie περί-(θερμος) «sehr (warm)» oder ὑπο-(πόλιος) «etwas (grau)» schon früher beobachtet und eingehend diskutiert worden. Das Verdienst des Verfassers ist nun, daß er sie jetzt auch bei den genannten Präpositionen untersucht und beschrieben hat, wofür wir ihm sicher dankbar sein dürfen, wenn wir auch sagen müssen, daß ohne Zweifel vieles noch deutlicher gefaßt und klarer formuliert werden könnte und daß manche Einzelfälle nicht sehr befriedigend gedeutet werden. Ein richtiger Fehler ist es aber z. B., wenn S. 100 ἐπι- in ἐπιστράτηρος, Titel eines hohen ptolemäischen Beamten, als «vize-» und nicht als «ober-» (wie unser *Oberleutnant*) erklärt wird, vgl. IF 59, 252. Für solche und ähnliche Nachteile werden wir allerdings in einen gewissen Sinn durch die saubere und übersichtliche drucktechnische Ausführung dieses Buches entschädigt.

E. Risch.

*Manu Leumann: Homerische Wörter.* Schweizerische Beiträge zur Altertumswissenschaft. Tome 3. Edit. Friedr. Reinhardt, Bâle 1950. XII + 360 p.

Les anomalies lexicales de la langue homérique, qu'il s'agisse de formations insolites ou de mots dont la signification est imprécise, obscure ou polyvalente, n'ont été jusqu'à présent jamais étudiées d'une manière synthétique, bien que, en commençant par les exégètes anciens, des générations de philologues se soient efforcés d'expliquer ces anomalies ou de les éliminer par des conjectures plus ou moins heureuses. Ces conjectures, dispersées dans les articles spéciaux ou dans des lexiques homériques, demeuraient isolées et ne servaient pas à l'éclaircissement d'autres cas semblables. Le travail imposant du professeur Manu Leu-

mann est le premier à aborder le problème de ces mots dans son ensemble; et l'on peut constater d'emblée l'avantage de la confrontation des formes et des mots difficiles pour l'explication des cas jusqu'à présent insolubles. Tout en s'attaquant surtout à des exemples pour lesquels une interprétation plausible n'a pas encore été trouvée, l'auteur n'hésite pas à reprendre des cas déjà résolus; il en tire des suggestions utiles pour des cas analogues et il y trouve la confirmation de sa méthode.

L'exposé de M. Leumann débute par l'examen de la jonction discutable des mots et des morphèmes: consonnes pseudoprothétiques, adjonction ou perte de voyelle initiale, hésitation entre augment, redoublement ou préverbé, mots composés se prêtant à une analyse ambiguë (tel cas caractéristique de *τριχάκες* dont la traduction, héritée d'Hésiode, «répartis en trois tribus» repose sur une analyse insoutenable *τριχα -άκες* et pour lequel M. Leumann propose la traduction «secouants les cheveux» = *τριχ -άκες*), soudures fausses des préverbés, mots composés avec *παν* et, finalement, des anomalies formelles dérivées d'une fausse décomposition (tel *ἀψελέω* qui doit l'omega initial à l'allongement dans les composés *οἰκωφελής*, *δημωφελής*, etc., ou le néologisme *ἀταλός* provenant d'une fausse décomposition de *ἀ-ταλάργων*). Sont étudiés ensuite des néologismes provoqués par une fausse interprétation des formes casuelles ambiguës ou des formations insolites dérivant des contaminations et introduites pour des besoins métriques. Un chapitre spécial est consacré à l'origine de nouvelles significations des anciens mots provenant visiblement d'une interprétation inexacte des formules poétiques dans lesquelles ces mots se trouvent.

C'est surtout dans ce dernier chapitre que la nouvelle méthode de M. Leumann fait ses preuves. Car, plus encore qu'à la confrontation entre eux des cas obscurs, la réussite des investigations de l'auteur est due à sa manière d'étudier l'histoire des mots homériques. La langue d'Iliade et d'Odyssée est une langue poétique, artificielle, et qui ne se plie pas aux mêmes lois et critères qu'une langue parlée. Les poètes se permettent des libertés vis-à-vis de la grammaire et de la sémantique, soit pour obtenir l'effet artistique d'imprévu, soit pour maintenir par des mots insolites le climat de la haute poésie. Mais, tout indépendantes que soient ces licences des lois phonétiques et morphologiques, elles ne sont pas entièrement arbitraires; elles s'appuient sur une tradition littéraire, sur des formules consacrées par l'usage, surtout lorsque ces formules sont fixées par les cadres rigides de l'hexamètre. Le caractère artificiel du texte homérique a déjà été souligné par P. Kretschmer (IF Anz. 1 [1892] 25ss.) et mis en valeur, pour l'explication des anomalies phonétiques et flexionnelles de ce texte, dans le livre connu de K. Meister *Die homerische Kunstsprache* (Leipzig 1921). M. Leumann est pourtant le premier savant qui, en partant du même principe, ait élaboré la méthode d'analyse des bizarries du *lexique homérique*.

Contrairement à l'opinion répandue, ces anomalies sont bien moins des archaïsmes que des néologismes maladroits. Ce phénomène est facilement observable dans la poésie alexandrine et postérieure dont les «licences» lexicales proviennent, dans la plupart des cas, de la fausse interprétation d'un cliché homérique par les poètes qui l'imitent. Le cas extrême d'un tel malentendu présente l'emploi par Lykophron *Al.* 943 et par Euphorion 136 du mot *πόποι* avec la signification «dieux», signification déduite de l'interjection *ὦ πόποι* comprise comme un vocatif. Or, selon M. Leumann les bizarries du lexique homérique auraient une source analogue: imitation des formules poétiques ambiguës, antérieures à Homère et mal comprises.

On ne saurait nier qu'avec cette méthode on obtient une explication satisfaisante de la plupart des cas discutés. Un exemple typique illustrera la méthode de M. Leumann. Le mot *κίμβαχος* possède, d'après le contexte homérique, deux significations bien disparates: soit l'adj. «penché, la tête en avant», soit le subst. désignant la «pointe du casque». On a trouvé des étymologies plausibles mais distinctes pour les deux acceptations, ce qui ne résoud pas le problème. Or, le mot en question apparaît dans le texte homérique presque toujours dans une même situation: un guerrier est frappé à la tête et tombe, tête en avant, sur le sable, ou bien le panache est arraché de la pointe de son casque et projeté par terre. Selon M. Leumann il existerait dans la poésie préhomérique une formule ambiguë décrivant une situation semblable et dans laquelle *κίμβαχος* pouvait être interprété de deux façons. Une des interprétations est nécessairement fausse mais, même si nous connaissions le modèle de l'imitateur homérique, nous ne saurions pas décider laquelle des interprétations est correcte et fournit l'acceptation primitive du mot *κίμβαχος*. Pour Homère, les deux significations sont valables au même titre, bien que l'une d'elles soit due à un malentendu. Ainsi on n'obtient pas la signification originale de *κίμβαχος*, mais le raisonnement de M. Leumann nous prouve que ce serait impossible et nous explique l'origine de la polyvalence sémantique de ce mot dans le texte homérique.

Plus encore. Un même poète ne saurait interpréter le même cliché de deux manières di-

vergentes; les vers avec *κύμβαχος* = « tête en avant » auraient donc été composés par un autre poète que les vers contenant *κύμβαχος* = « pointe de casque ». Ici se pose le problème séculaire de l'auteur d'Iliade et d'Odyssée. La méthode de M. Leumann nous amène nécessairement à l'hypothèse de plusieurs auteurs. Il existe des cas encore plus nets qui nous obligent à admettre l'influence exercée par un auteur homérique sur un autre. Telle forme difficilement expliquable du masc. ὁ ἄγγελης « messager » dans Λ 139/140: *Μενέλαον ... αγγελίην ἐλθόντα σὺν ... Ὀδυσῆι* ne serait d'après M. Leumann qu'une imitation maladroite de la phrase Γ 205/206: *ἡλυθε ... Ὀδυσσεύς (σεῦ ἐνεκ') ἄγγελης σὺν Μενέλᾳ*. Cette dernière phrase ne présente aucune anomalie; elle signifie: « Ulysse vint avec Ménélas à cause d'un message te concernant ... » et ἄγγελης est à interpréter comme le génitif du subst. fém. signifiant « message ». Mais cette forme casuelle ambiguë pouvait être considérée comme un nominatif masc. et suggérer une traduction incorrecte: « Ulysse vint en tant que messager ... » L'auteur du Λ 139/140 a dû connaître déjà Γ 205/206, a mal compris la phrase et, en l'imitant, a introduit le néologisme ὁ ἄγγελης.

Il n'est guère possible de passer en revue tous les détails de cet ouvrage très fourni. Les exemples cités donnent une idée suffisante de la méthode. Il va sans dire que dans certaines cas, et sans la faute de l'auteur, les résultats obtenus sont moins nets; pour certains autres M. Leumann renonce lui-même à une solution. Néanmoins, cet ouvrage constitue, dans son ensemble, un enrichissement remarquable de l'étude non seulement du lexique homérique mais du langage poétique grec en général (à signaler également une explication très intéressante de la formation du mot courant *ἡ δόξα*, p. 176). Cette étude est accompagnée de chapitres importants sur les « mots poétiques » en général et sur l'histoire des mots homériques en dehors de la poésie.

La portée du travail de M. Leumann ne se limite pas au problème spécial des mots et formes obscurs dans Homère. Sans parler de l'importance déjà mentionnée qu'il a pour la discussion sur l'auteur des épopées homériques, il peut servir de modèle à l'analyse lexicale des autres monuments littéraires, tel le *Rigveda*, qui se situent à l'origine d'une langue littéraire pour la simple raison que nous ne connaissons pas les textes plus anciens, mais dont le raffinement stylistique présuppose l'existence d'une longue tradition poétique antérieure.

Constantin Regamey.

**Pierre Amandry: La mantique Apollinienne à Delphes. Essai sur le fonctionnement de l'oracle.** Verlag Boccard, Paris 1950. 290 S.

Das Buch diskutiert auf Grund eines reichen literarischen und archäologischen Materials die wichtigsten kultischen Probleme, welche Delphi stellt, vor allem Geschichte und Form der Orakelerteilung sowie die Rolle, welche andere Götter, insbesondere Dionysos, neben Apoll spielen. Die wissenschaftliche Literatur wird reichlich diskutiert, dagegen ist das eigene Urteil des Autors äußerst behutsam. Nicht wegen neuer Ergebnisse, aber durch ihre Auskunft über den Stand der Forschung leistet die Studie nützliche Dienste.

F. Wehrli.

**Bengt Hemberg: Die Kabiren.** Verlag Almqvist & Wiksell, Uppsala 1950. 420 S.

Dieses Buch vereinigt die literarischen und archäologischen Belege, nach Abschnitten getrennt, für die Verbreitung der großen Götter, Kabiren und samothrakischen Götter, wobei die Ausgrabungsergebnisse besonders von Samothrake ausführlich besprochen werden. Für die Deutung der so schwer faßbaren Gottheiten erweist sich die Methode als fruchtbar, diese in den großen Zusammenhang von Göttergruppen wie Anakes, Kuren, Daktylen, Telchinen, Dioskuren usw., zu stellen. Ihre Wesenszüge und die Verbreitung des Kultes, die durch Karten veranschaulicht wird, sprechen für vorgriechischen Ursprung. Das reiche Material wird durch ausgiebige Indices und Literaturverzeichnisse einer bequemen Benutzung erschlossen.

F. Wehrli.

**Johannes Irmscher: Götterzorn bei Homer.** Verlag Harrassowitz, Leipzig 1950. 90 S.

Die Schrift, umgearbeitete Form einer Berliner Dissertation, ist durch W. Schadewaldt angeregt worden. Am Beispiel des Götterzorns führt sie den Wandel religiöser Vorstellungen in der epischen Zeit vor und leitet daraus vor allem für die Odyssee Kriterien der Entstehungsgeschichte ab. Die Götter des Iliasdichters zeigen sich ihr beherrscht von Leidenschaften, aber in ihrer Größe erhaben über die Menschen – dies im Gegensatz zur Denkweise einer noch nicht vergessenen Vorzeit, die sie auf gleichem Fuße mit den Menschen verkehrten ließ. Der Odysseedichter reißt die Kluft zwischen Sterblichen und Unsterblichen noch weiter auf und unterstellt das menschliche Leben seinen eigenen Gesetzen. Die Verfolgung des Odysseus durch Poseidon und Helios ist für die ursprüngliche Erzählung von

geringerer Bedeutung als das Eingreifen der Götter in der Ilias. Der theologisch interessierte Redaktor versucht dann, allerdings mit unvollständigem Erfolg, die Götter zu sittlichen Mächten zu erheben und das menschliche Schicksal als Folge ihrer Belohnung und Bestrafung zu verstehen.

F. Wehrli.

**Charles Seltman: Masterpieces of Greek Coinage. Essay and Commentary by Charles Seltman.** Verlag Bruno Cassirer, Oxford 1949. 178 S. mit etwa 200 Abb. 21 s. Net.

Ein echter Seltman! Man kennt den Verfasser besonders von seinem grundlegenden Buch *Athens. Its History and Coinage before the Persian Invasion* (Cambridge 1924). – Voll Ideen, immer anregend, oft zum Widerspruch herausfordernd, originell und scharf charakterisierend. Sorgsame Analyse des Stils, wie sie H. Cahn für die Münzprägung von Naxos und J. Liegle für Euainetos vorbildlich durchgeführt haben<sup>1</sup>, wäre für diese Thesen der rechte Prüfstein gewesen, fehlt aber leider: Die ältesten attischen Athenamünzen seien von Peisistratos geprägt worden – während H. Cahn bewiesen hat, daß sie solonisch sind<sup>2</sup> –, das herrliche Tetradrachmon aus der Zeit des Peisistratos Abb. 6a sei ionisch, während es doch von der kraftvoll kubischen Art des Rampinmeisters beeinflußt ist: die frühklassischen Münzen von Ainos und Siphnos, Abb. 12a, 13a, seien attisch, während sie doch die weichere Struktur inselionischer Reliefs haben. Gewiß hat die attische Münzprägung seit Solon stark hinausgewirkt; Cahn hat a. O. gezeigt, daß seit den ältesten Münzen von Naxos der attische Typus mit dem Kopf der Göttin auf der einen Seite und mit einem Wappen auf der andern immer allgemeiner übernommen wurde. Aber in der Zeit der Münzen von Antiphelos, Abb. 14a b, bezeugt dies keinen direkten attischen Einfluß mehr; das Ionische ihres Stils ist unverkennbar. So wären auch sonst die Besonderheiten des Stils der verschiedenen Landschaften mehr herauszuarbeiten<sup>3</sup>. Auch wenn Künstler von Athen in andere Orte auswanderten, paßten sie sich den lokalen Überlieferungen an. Seltman neigt hier zur Vereinfachung, wie er auch sonst es sich gern etwas leicht macht, mit einem etwas burschikosen Modernisieren. So kann er den Ausdruck hocharchaischer Löwen lachend nennen (S. 26f.).

Problematisch ist auch die These, die griechischen Münzmeister seien mit den Toreuten die meistgefeierten Künstler gewesen; ein Phrygillos etwa habe die Bildhauer der Nikébalustrade gelehrt. Nun sind gewiß die Toreuten, schon wegen der Kostbarkeit ihrer Werkstoffe, hoch geschätzt worden, aber Münzmeister spielen eben doch keine Rolle in der antiken Kunstgeschichte. Gewiß zeugen die Signaturen der Meister des späten fünften Jahrhunderts von hohem Selbstbewußtsein, aber es besteht kein Anlaß, sie nun gar über die Bildhauer zu stellen<sup>4</sup>.

Das herrlich illustrierte und vorzüglich ausgestattete Werk ist trotz diesen Einwendungen nicht nur ein schöner und anregender Besitz für den Liebhaber, sondern auch der Forscher wird es nicht entbehren können. Es ist schade, daß Seltman die während der Kriegszeit erschienene oben genannte Abhandlung Liegels über Euainetos nicht zugänglich war, die in der Analyse der Münzkunst Epoche machen sollte.

K. Schefold.

**E. Lapalus: Le fronton sculpté en Grèce des origines à la fin du IVe siècle.** Bibliothèque des écoles françaises d'Athènes et de Rome, vol. 165. Boccard, Paris 1947. 477 S., 38 Abb. und 23 Tafeln.

Der Autor, der in einem Faszikel der Delos-Publikation (*L'Agora des Italiens*) ein Beispiel eindringlicher Beobachtung und klarer Berichterstattung archäologischer Tatbestände niedergelegt hat, zeigt sich in der vorliegenden Arbeit von einer neuen Seite. Es handelte sich hier nicht darum, eine Beschreibung der griechischen Giebel zu verfassen mit allen dazugehörigen Eingriffen in die Diskussion um die Wiederherstellungsversuche, sondern um einen Überblick von kunsthistorisch-ästhetischer Warte aus. Es versteht sich von selbst, daß diesem Überblick eine kritische Würdigung des Materials zugrunde gelegt wurde. Sie hat ihren Niederschlag nicht nur in vorsichtig abwägenden Urteilen im Text gefunden, sondern auch in einem nützlichen Anhang, in dem sämtliche Giebel nach Ort und Zeit (es fehlt eine Andeutung, daß das Athener Schatzhaus in Delphi nicht einhellig nach 490

<sup>1</sup> H. A. Cahn, *Die Münzen der sizilischen Stadt Naxos* (Basel 1944). J. Liegle, *Euainetos* (101. Berliner Winckelmannsprogramm 1941).

<sup>2</sup> H. A. Cahn, *Zur frühattischen Münzprägung* (Mus. Helv. 3 [1946], 133ff.).

<sup>3</sup> H. A. Cahn, *Griechische Münzen archaischer Zeit* (Basel 1947).

<sup>4</sup> Gegen die Unterschätzung der Stellung der Bildhauer im Altertum F. Dornseiff, *Der sogenannte Apollon von Olympia* (Greifswalder Beiträge, Abt. Antike, H. 9, 2. Aufl. 1948), 31f. Vgl. auch A. Boethius, *Antik konsthistoria i ny framställning*, in *Konsthistorisk Tidskrift* 1950, 1ff.

datiert wird) und mit reichhaltiger Bibliographie verzeichnet sind. Besonders hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang die neue Rekonstruktion des Ostgiebels des Alkmäonidentempels in Delphi. Es ist klar, daß der kritische Apparat eines solchen Buches die Erwähnung auch verfehlter Ansichten verlangt, wie etwa der Rekonstruktionen des Einführungsgiebels durch Bendinelli, des ägäischen Westgiebels durch Schrader, oder des Ostgiebels von Olympia durch Dörpfeld. Sie in Abbildungen weiterzuschleppen, ist unnötig.

Die Fragestellung des Autors ist im allgemeinen so weit gefaßt, daß sie von kleineren Unsicherheiten des archäologischen Befundes unberührt bleibt. Sie erstreckt sich auf Komposition und Themen der Giebel und die für deren Ausgestaltung maßgeblichen Vorbildungen künstlerischer, religiöser und technischer Art. Diesem zentralen Anliegen gegenüber erscheinen speziellere Fragen, wie etwa nach den Anfängen der Giebelskulptur, trotz ausführlicher Behandlung etwas weniger gewichtig. Im großen ersten Teil der Arbeit wird das reichhaltige Material vorgelegt, eingekleidet in eine Entwicklungsgeschichte der griechischen Giebelkompositionen, in der bereits die wichtigsten Punkte der nachfolgenden, knapperen und konzentrierteren Kapitel zur Sprache kommen: Fragen der Abhängigkeit der Plastik von der Architektur, das Verhältnis des Bildhauers zum zweiteiligen Rahmen mit seiner auffallenden Mittelachse, die Verwendung von Flachrelief, Hochrelief und Rundskulptur, die Betonung der Senkrechten oder der Schrägen im Giebeldreieck. Den Inhalt der Darstellungen betreffen die Fragen nach der Zusammensetzung oder der Einheitlichkeit des Themas, nach der Wahl des Themas aus der panhellenischen, nationalen oder lokalen Sphäre, nach der Ausgestaltung des Themas in dekorativer oder bildhaft-erzählerischer Weise, nach der Bedeutung der Giebelmitte als Platz des Apotropaions, der Epiphanie einer Gottheit, der Darstellung eines Heros. Eine Fülle von Ausblicken und Kombinationsmöglichkeiten öffnet sich da, und man vertraut sich ihr gerne an, weil der Verfasser von der Beobachtung der Monamente ausgeht und darauf bedacht ist, den realen Boden nicht zu verlassen.

Die Antworten auf diesen ganzen Fragenkomplex bestehen nicht in weitreichenden Schlüssen – es sei denn, man zähle z. B. die Erkenntnis dazu, daß die kleinen Giebel des 6. Jahrhunderts in manchen Dingen grundsätzlich anders sind als die großen Giebel – und auch nicht in bestechend herausgearbeiteten Entwicklungsgesetzen. Der Wert der Abhandlung liegt darin, daß sie die reichhaltigen künstlerischen Aspekte der Denkmälergattung aufzeigt und daß jedes Einzelmonument mit sicherem Gefühl für die großen Zusammenhänge seine Interpretation erhält.

H. Bloesch.

**Werner Schnalenbach:** *Griechische Vasenbilder*. Sammlung Birkhäuser Bd. 14. Basel 1948. 42 S., 158 Abb., 8°. Fr. 8.60.

Vf. stellt bekannte Abbildungen repräsentativer Werke der Vasenmalerei von mittelminoischer Zeit bis zum 4. Jahrhundert in guter Auswahl zusammen. Reproduktionsverfahren und Format genügen in vielen Fällen, vor allem bei Gesamtwiedergaben, nicht, um von den Originalen eine hinreichende Vorstellung zu vermitteln; besser sind im allgemeinen die Abbildungen von Details. Der einleitende Text resümiert in knapper, anregender Weise die Entwicklungsgeschichte, die Vf. vom Wandel der Gesellschaftsordnung bestimmt sieht. Dem Titel besser angemessen und wünschenswerter überhaupt erschienen uns freilich Interpretationen der einzelnen Vasenbilder.

H. Jucker.

**Karl Kübler:** *Altattische Malerei*. Tübingen 1950. 33 S., 114 Abb. DM. 14.-.

Von der vollständigen Veröffentlichung der für die attische Geistesgeschichte so wichtigen Ausgrabungen Karl Küblers vor dem Dipylon stehen noch die Bände über die ersten großen Blütezeiten griechischer Kunst in geometrischer und hocharchaischer Zeit aus, wenn auch die vier schon erschienenen Bände der Kerameikospublikation nicht weniger als die Entstehung der griechischen Kunst geklärt haben. Der vorliegende Band gibt ausgezeichnete, meist unveröffentlichte Abbildungen der attischen Keramik vom Ende des 8. bis zum Beginn des 6. Jahrhunderts und klärt die relative Chronologie meist überzeugend; auch seine absoluten Ansätze sind oft wertvolle Korrekturen, so die Frühdatierung der Analatoshydria und ihrer Gruppe. Im späteren 7. Jahrhundert hätte ich den Unterschied des kolossalen Stils um 600 von dem des mittleren 7. Jahrhunderts schärfer herausgearbeitet (vgl. auch S. Papaspyridi-Karusu, *Epitymbion Tsuntas* [Athen 1942], S. 497); hier scheinen mir Buschors Ansätze in seinen bewundernswerten *Griechischen Vasen* (München 1940; neu aufgelegt) den Vorzug zu verdienen. Die beiden großen Amphoren in Athen, die Piräus- und die Nessoamphora scheinen mir an der Schwelle und am Beginn des kolossalen Stils zu stehen. Aber über diese Einzelfragen wird man besser urteilen können, wenn in der Gesamtpublikation die Grabfunde vollständig nacheinander vorgelegt werden und wenn Frau Papaspyridi-Karusus Veröffentlichung der Funde von Vari erschienen ist.

K. Schefold.

**B. Schweitzer: Das Menschenbild der griechischen Plastik.** Potsdamer Vorträge II. Verlag E. Stichnote, Potsdam 1948. 32 S., 14 Abb.

So unentbehrlich für die archäologische Wissenschaft die tägliche Kleinarbeit an Fragmenten und Scherben ist, so notwendig ist von Zeit zu Zeit eine kurze, aber eindringliche Abklärung grundsätzlicher Fragen. Wer jemals selbst in der Lage war, über das Thema des griechischen Menschenbildes zu sprechen an Hand eines jener einfach dastehenden Jünglinge, die keine Handlung darstellen, sondern deren Wirkung nur in ihrem Sein beruht, der wird die Schwierigkeit der in der vorliegenden Schrift gemeisterten Aufgabe ermessen können. Denn es handelt sich hier um ein Erklären von Dingen, die, uns scheinbar wesensverwandt, doch unendlich ferne stehen und für die wir kaum die Begriffe, geschweige denn die Worte zur Verfügung haben. So sind denn oft mühselige Umschreibungen nötig, wo wir angesichts der zu erläuternden strahlenden Plastik ein klares Wort verwenden möchten, das uns zu leichtem Verstehen hilft.

Stufenweise führt uns Schweitzer von den leichter faßlichen Bezirken zu den schwieriger erreichbaren, von der Bestimmung als Weihgabe, als Zeugnis der Religionsausübung zum tieferen Sinn des Standbildes. Es wird gedeutet als sichtbar gewordene Wahrheit. Vollendung und Schönheit des menschlichen Körpers. Des Körpers nicht gleichsam als Abbild eines Modelles, sondern als Vorbild. Von diesem Vorbild ist alles Zufällige und Einmalige abgestreift, losgelöst von Raum und Zeit verkörpert es den Inbegriff des griechischen Daseins. Dies trifft in einem für uns Heutige schwer zu fassenden Ausmaße zu. Denn die harmonische Einheit von Körper und Geist, in der die Bewegung, die Form, die Haltung des Körpers so aussagekräftig waren wie das Wort, in der der ganze Mensch und sein Verhältnis zur Welt so gut durch ein Werk der Plastik wie durch ein Werk der Dichtkunst dargestellt werden konnten, diese Einheit ist uns längst im Lauf der Entwicklung zum Intellekt und zur Reflexion abhanden gekommen.

Diese und ähnliche, für jeden Verehrer griechischer Plastik richtungweisende Betrachtungen füllen die erste Hälfte von Schweitzers Vortrag. Die zweite Hälfte dient der näheren Erläuterung an Hand eines knapp bemessenen, allbekannten Bildmaterials, das die Entwicklung der Jünglingsstatue vom 7. bis ans Ende des 4. Jahrhunderts veranschaulicht.

H. Bloesch.

**Karl Schefold: Griechische Plastik I. Die großen Bildhauer des archaischen Athen.** Sammlung Birkhäuser Bd. 16. Basel 1949. 8°. 76 S., 90 Tafeln. Fr. 8.50.

Während der archäologischen Forschung, namentlich deutscher Schule, noch unlängst die Aufhellung des Verbindenden in der Kunst eines Volkes ein vordringliches Anliegen war, macht sich jetzt mehr und mehr das Bestreben geltend, aus diesem Gemeinsamen die Leistung und Eigenart der einzelnen Künstlerpersönlichkeiten herauszuarbeiten, und bereits ist es ja sogar gewagt worden, ein Buch über Pheidias den Menschen zu schreiben. Die Berechtigung aber, schon für die archaische Zeit Künstlerindividualitäten zu scheiden, ist auf dem Gebiete der Vasenmalerei vor allem dank Beazleys Arbeiten unbestreitbar. Unter viel ungünstigeren Voraussetzungen als jene Kunstgattung sie darbietet, unternahm es nun Vf. zum erstenmal, eine systematische Darstellung der archaischen attischen Plastik als Künstlergeschichte zu geben. Unsicherheiten wird man hier bei der geringen Zahl von signierten Werken von vorneherein in Kauf nehmen müssen; man tut dies um so bereitwilliger, als die Betrachtungsweise Schefolds jedenfalls dazu führt, auch bekannte Werke in neuen Zusammenhängen zu sehen und dadurch manches tiefer zu erfassen.

Folgende Meister sind in besonderen Abschnitten behandelt: der Dipylonmeister, der Meister des Kalbträgers, der Meister der Reitergruppe Payne-Rampin (Phaidimos?), Tektaios und Angelion, Endoios, der Meister Rayet, Antenor. Die ihrer Formentwicklung innenwohnende Gesetzlichkeit erkennt Vf. in einem zwischen malerischer und plastischer Haltung pendelnden Rhythmus, dessen Ausschläge er auf die Dauer von ein bis zwei Jahrzehnten glaubt festlegen zu können (22ff.).

Eine kurze Diskussion der absoluten Zeitbestimmungen Küblers (AA. 1943, 417ff.), die zugunsten derjenigen Buschors abgelehnt werden, und einige wertvolle Literaturhinweise und Anmerkungen zu den Tafeln beschließen den Textteil dieses ersten Bändchens, dessen auf vier Nummern berechnete Fortsetzungen wir mit Spannung erwarten. Wir fügen den Wunsch hinzu, daß das Werk bald in neuer, dem anspruchsvollen Gehalt besser entsprechenden Gestalt erscheinen dürfe, so daß die Abbildungen mehr als ein «pro memoria» geben und der zur Verfügung stehende Raum die jetzt noch oft etwas aphoristisch formulierten Gedanken in ausführlicher Darlegung auszubreiten gestattet.

H. Jucker.

**E. Langlotz: Phidiasprobleme.** Klostermann, Frankfurt 1947. 119 S., 32 Tafeln. Brosch. DM. 9.50.

Das vorliegende, nicht besonders umfangreiche, aber inhaltlich gewichtige Werk gehört zu den Büchern, die der Gefahr ausgesetzt sind, mißverstanden zu werden, trotz dem bescheidenen und bewußt vorsichtig gefaßten Titel. Gar zu leicht läßt man sich verführen, auf der Suche nach den Resultaten der Abhandlung nur der Frage nachzugehen: Aus welchen Werken setzt sich nach der Meinung des Verfassers das Oeuvre des Phidias zusammen? Wer nur diese Frage aufwirft, wird kaum eine befriedigende Antwort finden, und wer gar versucht sein sollte, allein daraufhin einen Vergleich mit dem gleichzeitig erschienenen Phidiasbuch von E. Buschor zu ziehen (ohne sich die Schwierigkeiten der Phidiasforschung vor Augen zu halten), dürfte am Sinn solcher rein kunstgeschichtlicher Untersuchungen irre werden. So unvereinbar sind die Ansichten bester Kenner griechischer Plastik.

Aber Langlotz betont ja selbst mehrere Male, daß die bestimmte Zuschreibung des einen oder anderen Werkes an die Meisterhand des Phidias nicht das nächste Ziel sein kann, und unterstreicht gelegentlich die vorherrschende Unsicherheit aufs Eindrücklichste. So etwa, wenn die Gruppe der Südmetopen des Parthenon, an denen Phidias gearbeitet haben könnte, bei jeder Erwähnung wieder eine etwas andere Zusammensetzung hat, oder wenn es einige Mühe kostet, sich klar zu machen, welche Figuren des Ostfrieses nun eigentlich das meiste phidiasische Gut bewahren sollen.

Das Ausmaß des persönlichen Einsatzes des Phidias am Parthenon wird immer ein wichtiges Problem bleiben. Die Lektüre der entsprechenden Kapitel hinterläßt den Eindruck, Phidias habe ebensogut hier und da Hand anlegen, als auch außer der Idee und vielleicht einmal einem skizzenhaften Entwurf alles seinen Mitarbeitern überlassen können. Bei allen berechtigten Vorbehalten gegenüber einer zu großen Inanspruchnahme des Meisters für die «dekorativen» Parthenonskulpturen scheint doch die Vorsicht hier etwas weit getrieben zu sein. Einerseits galten die Parthenonskulpturen dem Bauwerk, das alle andern weithin überstrahlte, und waren gewiß des persönlichen Einsatzes wert. Auf der andern Seite ist kaum anzunehmen, daß während der Dauer der Arbeiten am Parthenon die große Schar der Mitarbeiter zu der seit jeher bewunderten Werkstatteinheit anderswo erzogen wurde als am Bau selber. Dann mußte Phidias seinen Helfern aber auch an Ort und Stelle sein Beispiel zeigen, und daß dies gleichsam nur mit dem Intellekt statt mit Meißel und Hammer geschah, ist bei einem echten Künstler nicht denkbar. Mithin muß die «Handschrift» des Meisters an den Parthenonskulpturen sichtbar sein. Die Frage ist nur, wo. Und solange wir mangels besserer Erkenntnis in dem Stadium sind, wo jeder seinen eigenen Phidias hat, wird die Antwort immer sehr verschieden ausfallen.

So sicher die Athena Parthenos und der olympische Zeus Werke des Phidias waren, so wenig wissen wir über ihren Stil. Wir besitzen keine Kopien ihrer Gesamterscheinung, sondern nur Nachbildungen, und dies von Statuen, die seit der Zeit ihrer Entstehung nicht unerhebliche Veränderungen erlitten hatten. Es war notwendig, einmal mit aller Deutlichkeit klarzustellen, wie wenig Aussagekraft diese Nachbildungen für die Kunst des Phidias haben. Ähnlich sind die Verhältnisse bei der Promachos, für deren Vorstellung wir uns wohl auf die bisher herangezogenen Monamente zu beschränken haben.

Besser steht es um unsere Kenntnis von Einzelheiten der beiden Goldelfenbeinstatuen, so der Amazonenschlacht am Parthenosschild und des Apollon-Niobiden-Frieses in Olympia. Ja es zeigt sich, daß von hier aus wesentliche Aufschlüsse über die Kunst des Phidias zu erhoffen sind. Mit ähnlicher Zuversicht als Zeugnisse persönlichen Wirkens herangezogen sind die Matteische Amazone, die man sich doch nicht so gerne als eine Art Stabholzspringerin vorstellen möchte, und die Meter vom Typus Livadchia.

Damit sind die einigermaßen sicheren Zuschreibungen genannt. Die etwas früh um 445 datierte Athena Medici gehört bereits zu den mit einem Fragezeichen versehenen Werken, die Urheberschaft der Lemnia und des Kasseler Apollon wird als wahrscheinlich, aber unbeweisbar bezeichnet, der Anakreon ist ganz ausgeschaltet. Als gesichertes Ergebnis ist festzuhalten, daß der Diadumenos Farnese nicht der Anadumenos des Phidias sein kann, sondern nur allgemein in phidiasischer Tradition entstanden ist. Dagegen wird der schöne Athletenkopf der Sammlung Leconfield in die Mitte der Diskussion gestellt. Schließlich wird die Reihe der freien Nachbildungen der Aphrodite Urania behandelt und die Frage aufgeworfen, ob uns in der bekannten, seinerzeit von Rodenwaldt publizierten Tonform einer Helmklappe ein Werk des Toreuten Phidias erhalten sei.

Das Recht, über die erfolgten Zu- und Abschreibungen zu diskutieren, liegt bei denjenigen, die sich Jahre- und Jahrzehntelang mit dem Phidiasproblem beschäftigt haben.

Hier sei auf die zentrale Frage hingewiesen, die im Grunde schwerer ins Gewicht fällt:

und die in allen Kapiteln des vorliegenden Buches zur Sprache kommt. In einfache Worte gekleidet heißt sie: Was ist klassisch? Der Erfassung dieses Klassischen und im besonderen des Hochklassischen innerhalb einer ganzen Skala von Varianten und Nuancen klassischer Gestaltungsmöglichkeit gilt die Untersuchung. Der erste Schritt besteht in der Abgrenzung des Klassischen gegenüber den Elementen des strengen Stils sowie gegenüber den bereits am Parthenon feststellbaren Auflösungstendenzen der Folgezeit. Gelingt es uns des weiteren, in der so eng begrenzten Klassik die Kraft zu finden, die das Klassische in vollkommenster Weise, vorbildlich und richtunggebend verkörpert, dann stehen wir dem Genius des Phidias nahe. Dies ist der leitende Gedanke.

Langlotz verfügt über eine tiefgründige Betrachtungsweise, die weniger von den äußerlich festgelegten Formen ausgeht als von den dynamischen Kräften, die der Form ihren Inhalt geben. Gegenüber einer rein formalen und typologischen Beurteilung von Kunstwerken öffnet er damit einen Bereich, in dem sich Schönheit und Gesetz wechselseitig bedingen, wo die Zweckmäßigkeit einer Form, das Ausmaß der Bewegung und die Intensität des Geschehens innerhalb einer Komposition ausschlaggebend für die Beurteilung sind. Diese Betrachtungsweise zwingt zu vermehrter Aufmerksamkeit auf den Sinn der Darstellung, und wenn es sich nur um das Heben eines Armes oder den Fall eines Gewandstückes handelt. Wo der Sinn der Darstellung durch die zweckmäßigste Form und durch die angemessenste Bewegung in der notwendigen Intensität Gestalt gewonnen hat, wo sich Gesetz und Schönheit harmonisch vereinen, da ist die klassische Lösung gefunden. In vereinfachenden Worten ausgedrückt führt diese Folgerung dazu, jeweils das mit Bewegung und Spannung am meisten gesättigte Kampfbild, das mit sparsamsten Mitteln den gebändigten Kreislauf der Kräfte veranschaulichende Bild der Ruhe als klassisch zu bezeichnen.

Die Richtigkeit dieser Anschauung läßt sich wieder und wieder erproben. Und doch bleibt eine Frage zurück. Sollte es nicht möglich sein, daß wir gelegentlich vor einer Umwertung dieser Werte stehen, angesichts deren unser Begriffs system nicht mehr ausreicht? Vor einem Bild, dessen Ruhe mit heftigster Bewegung geladen ist, oder vor einem Bilde, in dem Wucht, Taumel und alle Schrecknisse des Kampfes durch eine große Ruhe gedämpft und gebändigt erscheinen? Und das gerade deshalb besonders klassisch ist?

H. Bloesch.

*Heinrich Ryffel: METABOΛΗ ΠΟΛΙΤΕΙΩΝ. Der Wandel der Staatsverfassungen. Noctes Romanae, Forschungen über die Kultur der Antike 2. Edit. Paul Haupt, Berne 1949.*

Les variétés innombrables de formations politiques incarnées dans les centaines de cités souveraines qui se pressaient dans l'espace géographique relativement exigu occupé par l'hellenisme classique ont fourni dès l'origine à la curiosité naturelle de l'esprit grec un champ d'activité privilégié. Poussé par des préoccupations à la fois scientifiques et pratiques dont l'association est, chez lui, caractéristique, il a été amené, en considérant cette variété infinie, à comparer les individualités politiques qui la composent, pour passer ensuite, par un mouvement naturel, à leur évaluation. Le problème de l'Etat idéal était posé. Mais, en même temps, s'en présentait un second, solidaire du précédent. Même si l'on parvient, dans la foule des états historiques, à introduire un classement par catégories générales, quel rapport ces catégories entretiennent-elles les unes avec les autres? L'observation historique décèle leur succession au cours de l'existence d'un état donné. Il se transforme, passant d'un régime social et politique à un autre régime. Ces transformations sont-elles régies par des lois internes, et y a-t-il un ordre normal de succession des régimes, par exemple de la monarchie à la démocratie par l'intermédiaire de formes appropriées telles que l'aristocratie et l'oligarchie? D'autre part de quelles causes dépend la conservation d'un régime quel qu'il soit?

C'est à l'exposé des théories élaborées en Grèce pour expliquer ce que l'on pourrait appeler le transformisme politique (*μεταβολή πολιτειῶν*) qu'est consacré le présent ouvrage. Il laisse délibérément de côté la réalité historique sauf dans la mesure où elle sert à expliquer l'origine ou les nuances propres d'une théorie.

Avec une grande pénétration, jointe à une connaissance approfondie des sources originales aussi bien que de la littérature érudite moderne touchant au sujet traité, l'auteur expose les vues émises en Grèce sur les questions précitées depuis Solon jusqu'à Polybe en passant naturellement par Platon et Aristote. Il montre comment les doctrines successives, plus ou moins systématisées selon les cas, se conditionnent les unes les autres aussi bien par la contradiction qu'elles provoquent que par l'approbation qui leur est témoignée. Au long de cette analyse la contribution apportée sur tel ou tel point de la théorie par un Damon, un Hippodamas de Milet, un Anonymus lamblichi se précise et s'éclaire à souhait. On voit aussi se constituer certains lieux communs et schémas de pensée: dépravation quasi fatale

de la monarchie en tyrannie, relation entre la grandeur d'un état et sa constitution (au sens le plus large), dégradation des états par la détérioration morale des dirigeants etc., schémas dont on trouve ensuite la trace chez les historiens et les orateurs qui les utilisent en les adaptant à leur propos. Les exemples tirés d'Hérodote et de Thucydide sont particulièrement remarquables. On voit ainsi la théorie fournir à l'historien des moyens de rationaliser le devenir historique, à l'homme politique des arguments et des thèmes au service de l'action. Certains faits sont heureusement mis en évidence, par exemple la persistance à travers toute la pensée politique grecque d'axiômes soloniens tels que: le mépris des lois engendre le tyran, la stature intellectuelle exceptionnelle d'un Protagoras et la profondeur de son influence ou encore les variations de point de vue dont témoigne, dans les différentes parties, l'œuvre politique d'Aristote. Certaines constantes de l'esprit hellénique n'apparaissent pas moins nettement, telle l'association indissoluble chez lui du besoin objectif de connaissance avec une préoccupation morale indéfectible. La connaissance pour la connaissance n'étoffe jamais, chez ces penseurs, la sensibilité aux valeurs, même chez ceux qui, comme Aristote, paraissent parfois moins soucieux de construire une théorie des transformations politiques (metabolé – Theorie) que de faire l'inventaire de ces variations (metabolé – Forschung).

Ajoutons qu'à une époque d'extrême instabilité politique comme celle que nous vivons, les vues des anciens Grecs touchant le jeu des forces dont dépend la stabilité et la durée des régimes politique prennent une singulière actualité.

V. Martin.

**Felix Jacoby: Atthis. The local chronicles of ancient Athens.** Oxford Clarendon Press 1949.  
225 S. Text, 206 S. Anmerkungen.

Der bekannte und hochverdiente Herausgeber der *Fragmente der Griechischen Historiker* stellt in einer selbständigen Studie Ursprung und Eigenart der attischen Lokalgeschichte vom 5. bis 4. Jahrhundert v. Chr. klar. In weit ausholender Diskussion widerlegt er die von U. v. Wilamowitz begründete Annahme, daß diese Chronik aus den Aufzeichnungen der sogenannten Exegeten, der Interpreten von Sakralrecht, hervorgegangen sei, wie die römische Annalistik angeblich aus den Pontifikalfasten. Jacoby stellt fest, daß die Geschichtsschreibung Athens erst nach dem Verlust der politischen Bedeutung der Stadt eine romantische Wendung zum sakralgeschichtlichen Interesse vollziehe, ihr ursprüngliches Hauptthema dagegen Politik und Krieg sei. Begründer der Atthidographie ist Hellanikos, und dieser geht von der großen Geschichtsschreibung aus. Das gleiche gilt für die ungefähr gleichzeitig erscheinenden Lokalchroniken der übrigen Griechenstädte, wo sich ebenso wenig wie in Athen vorliterarische Aufzeichnungen historischen Inhalts nachweisen lassen. Inschriftliche Dokumente wie Beamtenlisten scheinen nirgends in größerem Umfang herangezogen worden zu sein als in der panhellenischen Geschichtsschreibung; Hauptquelle ist die mündliche Tradition und neben ihr für die Sagengeschichte teilweise die Epik.

F. Wehrli.

**Friedrich Solmsen: Hesiod and Aeschylus.** Cornell University Press, Ithaca, New York 1949.  
230 S.

Die beiden Dichter werden in dieser Studie als theologische Denker gewürdigt, deren vornehmster Gegenstand die Gerechtigkeit und Zeus als deren Vollstrecker bilden, wobei Äschylus die Problematik des älteren weitertritt. Die Bedrohung des Zeus durch einen stärkeren Sohn in der Prometheustrilogie spinnt den hesiodischen Gedanken der drei Götterdynastien fort und ist als Erfindung vom Glauben beherrscht, daß Gewalt und Unrecht keine Dauer verleihen. Die Versöhnung zwischen Zeus und Prometheus im verlorenen Teil der Trilogie wird mit der Besänftigung der Erinyen in der Orestie verglichen, wo in ähnlicher Weise ein seit Generationen wirkender Fluch zur Ruhe gebracht wird.

F. Wehrli.

**Aristofane, Le Commedie.** Vol. I Prolegomeni (Prolegomena seu de Graecorum comoedia commentaria et testimonia vetera collegit dispositu R. Cantarella). Istituto Editoriale Italiano, Mailand 1949. 199 S.

Was im ersten Band einer neuen Aristophanesausgabe (dessen drei Titelblätter verschieden abgefaßt sind, immer ohne Ort und Jahr) erwartet werden kann, steht in seinem letzten Drittel: *de Aristophanis vita, fabulis, poesi*, eine Sammlung der Zeugnisse ähnlich wie sie für Hesiod Jacoby in seiner Ausgabe der *Theogonie* (Berlin 1930) bietet. Den Beginn machen die Viten 12 und interlinear gedruckt 11 Dübner (in den *Scholia Graeca in Aristophanem*). Es folgen die sonstigen Lebenszeugnisse, die Liste der Werke und ihre Datierung, diese nach der vortrefflichen *Chronologie der altattischen Komödie* von P. Geissler (Berlin

1925), weiter Urteile des Aristophanes selber, seiner Zeitgenossen und der antiken Nachwelt. Alles ist geschickt angelegt. Aber Cantarella hilft dem Leser weiter. Im mittleren Teil des Buches stehen die Zeugnisse über den Ursprung der Komödie, über die Deutung ihres Namens (da ist in der Ableitung von *κώμη* nicht deutlich geschieden, ob *κώμη* Landbezirk oder Stadtquartier heißen soll), über die Scheidung von *παλαιά* und *νέα* mit und ohne *μέση*, über die Teile der Komödie, insbesondere die Parabase, über die Szenerie und die antike Einschätzung der Komödie. Dann folgt, besonders nützlich, ein Katalog der Dichter der alten Komödie und die Sammlung der Nachrichten über diese Dichter, von Aristophanes abgeschen. Auch auf die Theaterinschriften wird verwiesen, noch nicht in der Editio minor der IG. von 1931, S. 653ff. Hier wünschte man einen geschlossenen Abdruck der auf die alte Komödie bezüglichen Teile, nicht nur die Verzettelung unter die einzelnen Dichter. Die archäologischen Zeugnisse sind nicht berücksichtigt, auch nicht in der Form von Literaturhinweisen, die doch schon Kaibel in der vorzüglichen knappen Testimonien-sammlung der *Com. Graec. fragm.* I, 1 (Berlin 1899) 73ff., gibt. Cantarella hat nun aber auch die spätlateinischen und byzantinischen Vorgänger solcher Aristophanesprolegomena im ersten Teil seines Buches abgedruckt, auch nach dem Vorgang von Kaibel, den er nur in geringfügigen Einzelheiten verbessert. Im ganzen bleibt Kaibel unentbehrlich. Dieser gibt einen Teil der Stücke vollständiger, im wesentlichen hat er nur das für Cantarella chronologisch erste Stück verschmäht, den Andronikos, der in Wahrheit ein Spätling ist. Wenn man sich schon nicht mit einer Probe begnügt, ist nur Vollständigkeit berechtigt. Kaibel hat auch an einer Stelle durch Druck in Parallelkolumnen ein Vorbild aufgestellt, wie heutzutage solche abgeleitete Literatur dargeboten werden müßte. Auch in gegenseitigen Verweisen und der Notierung moderner Literatur hätte Cantarella weiter gehen sollen. Bekanntlich hat Johannes Tzetzes, dessen Produktion die Prolegomena stark füllt, keine Ahnung mehr, was die Parabase ist. Stellt man Dübner Nr. 7 (= Hypothesis *Wolken* 3. 2; fehlt bei Cantarella) aus dem Codex Venetus, der älter als Tzetzes ist, vor den ersten Anhang von Vita II im Venetus – das Stück fehlt bei Cantarella, obgleich es S. 14 versprochen ist –, so hat man die Folge der Parabasenbehandlung bei Tzetzes Prosa 56f. C. (29 K.) § 20ff. ~ Tzetzes *Jamben* 51f. C. (40f. K.), V. 19ff. Nur sieht man noch, wie Tzetzes oder seine Vorlage den Text von Nr. 7 Dübner mißverstanden hat; vgl. Kaibel 22. Das Mißverständnis findet sich auch in den Cramerschen *Anecdota* 44 C. (21f. K.) § 30ff., aber die Reihenfolge ist geändert und die Parabasenteile sind richtiger gegeben; leider ist im Vitenanhang an der entscheidenden Stelle eine Lücke, worüber Holzinger *Charisteria für Rzach* (Prag 1930) 80. So stammen wohl die *Anecdota* nicht aus Tzetzes selber, wie Kaibel, dem Cantarella ohne nähere Begründung widerspricht, und auch noch Wendel RE. 7A 1975 meinen. Die *Anecdota* legen die überkommene Parabasenauffassung frei von Polemik dar, während Tzetzes im Anschluß an die genannten Stellen insbesondere die Behandlung des Epirrhema angreift, ohne einer früheren Billigung Erwähnung zu tun, und im Scholion zu den *Jamben* S. 41f. K. – es fehlt bei Cantarella – seine eigene Meinung darüber ausspricht. Hingegen äußert sich Tzetzes heftig schimpfend über seinen fröhern Reinfall an zwei andern Punkten. Erstens hatte er das Satyrspiel als zwischen Tragödie und Komödie stehend falsch charakterisiert und so die sophokleische *Elektra* als Satyrspiel angesehen. Diese Auffassung ist kenntlich in den frühen Lykophronscholien 46 C. (34 K.) und noch in den *Jamben* 50 C. (38 K.) V. 113, die wegen der Polemik in der Parabasenbehandlung später sein müßten als die *Anecdota*. Aber schon in den *Anecdota* wird diese Auffassung des Satyrspiels als falsche Erklärungsvariante abgelehnt, 43 C. (21 K.) § 26. Mit der Prosa 58. 60f. C. (30. 33. K.) ist das Scholion 30 K. (fehlt bei Cantarella) gleichzeitig. Zweitens, die tolle Zuweisung der prisistratidischen Rezension an die »Septuaginta-Ubersetzer« ist in den *Anecdota* 42 C. (20 K.) § 22 Variante zu der später in der erwähnten Prosa § 25 und im Ritsehlschen Scholion Plautinum, Nr. 10a Dübner (fehlt bei Cantarella) von Tzetzes angenommenen Übertragung an das Vier-Männerkollegium: Orpheus von Kroton, Zopyros, Onomakritos und »Epikonkylos«. Den Irrtum hatte er in der frühen Hiasexegese (45, 22 ff.; 125, 15 ff. Hermann) mitgemacht. An die Variante der *Anecdota* erinnert er nicht; diese werden ihm also nicht gehören. – Diese Anmeldung von Wünschen soll aber den Dank für die andern Teile des Buches von Cantarella nicht mindern.

W. Theiler.

**Hippocrate, L'ancienne médecine.** Introduction, traduction et commentaire par A. J. Festugière. Etudes et commentaires IV. Verlag Klincksieck, Paris 1948. XXXIV + 79 S.

Mit der Schrift *Ileoi ἀρχαῖς ιτυοικῆς* hat sich die Forschung der letzten Jahre besonders eingehend beschäftigt. Deren Ergebnisse werden in der Einleitung und dem reichen Kommentar der vorliegenden Schrift zusammengefaßt und bereichert. Vf. erläutert die hippokratische Abhandlung nicht nur im Zusammenhang der zeitgenössischen Medizin,

sondern in dem von Wissenschaft und Philosophie des 5. und 4. Jahrhunderts v. Chr. Der griechische Text, der von demjenigen Heibergs in Einzelheiten abweicht, ist mit einem knappen kritischen Apparat ausgestattet.

F. Wehrli.

**Kathleen Freeman: The Pre-*socratic Philosophers*. A Companion to Diels, Fragmente der Vorsokratiker. Blackwell, Oxford 1946. 486 S. 25 s.**

Das vorliegende Buch ist aus der Praxis des Universitätsunterrichts erwachsen. Es will den Studenten das Studium der Vorsokratiker an Hand der Fragmentsammlung von Diels-Kranz erleichtern: Die einen will es davon dispensieren, alle bei Diels aufgehäuften Texte zu lesen, den andern will es Winke geben, welche Texte besonders wichtig seien und welchen Traditionen man in Zweifelsfällen zu folgen habe (preface). Im Prinzip sind solche Bemühungen, schwierige Texte zugänglicher zu machen, nur zu begrüßen – unter der Voraussetzung allerdings, daß sich der Verfasser über Ziel und Methode klar ist. Denn verschiedene Wege stehen zur Verfügung: Man kann einfach die Texte sorgfältig und vollständig übersetzen und alle Beurteilung dem Lesser überlassen. Man kann die Texte erläutern und kommentieren derart, daß man die Schwierigkeiten aufdeckt und die Gedanken des Philosophen gewissermaßen in Bewegung zu bringen sucht. Man kann endlich in die Gedankenwelt der einzelnen Philosophen einführen, indem man sie als Ganzes geschichtlich einordnet und nach ihren Hauptproblemen charakterisiert. Eines muß aber unter allen Umständen erreicht werden, nämlich daß der Student niemals übersieht, wo die Grenze zwischen dem, was wir wissen und dem, was wir nicht wissen, verläuft; noch besser ist es freilich, wenn der Student jeweilen zu hören bekommt, aus welchen Gründen die Forschung das eine zu wissen glaubt und am andern zweifelt.

Im vorliegenden Buche herrscht leider in diesen Dingen eine peinliche Unklarheit. Man weiß im Grunde nicht recht, was die Verfasserin will. Auf weite Strecken paraphrasiert sie bloß, was die antiken Quellen geben. Plötzlich erfolgt zu irgendeinem Punkte eine kritische Stellungnahme, meist in sehr unbestimmter Form, zuweilen mit einem Hinweise auf moderne Literatur. Aber diese Hinweise sind so sprunghaft, daß man das beunruhigende Gefühl hat, die Verfasserin gebe nur eben, was ihr gerade bei der Hand ist. Scharf gesagt, ist es ein Buch, das so wirkt, als wäre es nicht 1946, sondern 1846 erschienen. Von der ganzen großen Arbeit der letzten vier Generationen, durch die textgeschichtlich und problemgeschichtlich alles in Bewegung geraten ist, ahnt man so gut wie nichts. Das mögen einige Beispiele zeigen. Schon auf den ersten Seiten gerät der Leser in nicht geringe Verwirrung. Orpheus wird uns vorgestellt als ein Dichter vorhomerischer Zeit, denn «the usual modern view is that Orpheus was pre-Homeric» (S. 1). Seine Gedichte freilich gelten als nach-hesiodisch. Sein Leben wird erzählt, aber so, daß der Leser durchaus nicht klug daraus wird, was nun eigentlich als geschichtlich gelten soll und was nicht. Dieser Mangel an sauberer Trennung zwischen Dichtung und Historie charakterisiert übrigens alle biographischen Einleitungen des Werkes; abgesehen davon, daß man bei Orpheus schon darüber staunen könnte, daß es überhaupt eine biographische Einleitung gibt. Die Existenz eines geschichtlichen Musaios wird nicht mit derselben Sicherheit angenommen, aber immerhin für möglich gehalten (S. 20). Oder es mag angeführt werden, wie die Verfasserin die Frage der Beziehungen Demokrits zu den Magiern behandelt. Als wahrscheinlich wird festgehalten, «that D. as a child heard tales of Babylonian learning» (S. 290). Vielfach ist die Scheidung von Legende und geschichtlichem Substrat ganz verständig durchgeführt. Aber auch da fehlt, was für den Studenten schließlich die Hauptsache wäre, das Durchdiskutieren des Problems und der Hinweis auf die Literatur. Gerade in einem solchen Buche ist es bedenklich, wenn so und so oft Ergebnisse der Forschung mit einem vagen «man glaubt» oder «es wird angenommen» berichtet werden.

Noch einige Kleinigkeiten: in der Demokrit-Vita wird die Legende, Demokrit habe sich selbst geblendet, um durch das Auge nicht vom Denken abgelenkt zu werden, als eine «foolish story» abgefertigt (S. 292). Wieviel fruchtbarer wäre es gewesen, mit einem Worte darauf hinzuweisen, daß wir hier ein Bruchstück jenes Legendenkreises haben, der zum aristotelischen Ideal der Vita contemplativa hinführt. S. 294 wird konstatiert, daß Platon niemals Demokrit genannt habe (vgl. S. 326). Das steht in der Tat in der antiken Doxographie zu lesen. Daß aber die Forschung seit Jahrzehnten das Problem des Einflusses Demokrits auf Platon auf das intensivste verfolgt, davon erfährt man nichts. Ebenso wenig wird die Frage der Beziehungen der Atomistik zu Parmenides behandelt. Die Dinge liegen freilich keineswegs einfach: Vor allem etwa wirft die Identität der bei Demokrit öfter vorkommenden Formel  $\omega\delta\epsilon\nu\mu\alpha\lambda\lambda\sigma$  bzw.  $\omega\delta\epsilon\nu\eta\tau\sigma$  mit einer Formel der antiken Skepsis ein eigenständliches Licht auf den letzten Sinn der demokritischen Ontologie.

Solche Probleme wären hervorzuheben gewesen, schon nur als Probleme. Denn gerade eine Einführung für Studenten wie das vorliegende Werk soll nicht ein Leitfaden für den

Examensgebrauch sein und soll nicht Antworten bereitstellen, sondern zum Fragen auffordern. Es soll dadurch, daß es die Grenzen unseres Wissens scharf bezeichnet und die Probleme als Probleme formuliert, den Studenten zum Forscher machen. Es ist leider zu fürchten, daß dieses Buch diesen Zweck kaum erfüllt.

Olof Gigon.

**Edouard des Places: Pindare et Platon.** Beauchesne et ses Fils, Paris 1949. 195 S.

Der bekannte Platonforscher E. des Places ist neuerdings in seinem Buch über das Pro nomen bei Pindar auch als ein famoser Kenner Pindars hervorgetreten. So versteht man, wenn er seinen beiden Freunden, Pindar und Platon, ein gemeinsames Buch widmet. Bei aller Verschiedenheit haben sie Gemeinsames; zumal das aristokratische, dorische Ideal Pindars erscheint bei Platon sublimiert.

Das Buch zerfällt in die gegebenen Hälften. Für Pindar und später für Platon werden besprochen: die Selbstverteidigungen (die siebte Nemee), die Stellung zur Vaterstadt, zum dorischen Ideal, zu Mythen und Religion, zu eingeborener Art und Gabe der Gottheit, die visuelle Form ihrer Beschreibungen.

Die Übersicht deutet nur allgemein an, was man in dem Buche vorfindet, denn die gedrängte Art der Behandlung macht es sehr substanziell. Eine Reihe von z. T. schon in der Forschung diskutierten Fragen, auch von solchen der Datierung, werden gelehrt erörtert, genau und fördernd werden Wortlaut und Deutung einzelner Stellen behandelt, nach der vorbildlichen Weise moderner französischer Philologie wird einer adäquaten Übersetzung Aufmerksamkeit geschenkt. Daß gerade für Platons Briefe und die Gesetze, für die vom Verfasser bekanntlich für platonisch gehaltene Epinomis Wertvolles im Buch steht, war von des Places nach seinen sonstigen Arbeiten zu erwarten. Ich greife als besonders durchgeführte Themen in der Behandlung Platons heraus: Tapferkeit und Einheit der Tugend, *θεία μοῖρα* (die M. Pohlenz in *Aus Platons Werdezeit* zuerst eingehend erörtert hatte), *εὐμάθεια* und *μητρός*, staatliche und universale Religion. Beachtung ist auch einem besondern Kapitel über die Pindarzitate bei Platon zu schenken.

P. Von der Mühl.

**Fritz Wehrli: Die Schule des Aristoteles.** Texte und Kommentar. Heft 3: **Klearchos.** Schwabe, Basel 1948. 85 S. Heft 4: **Demetrios von Phaleron.** Schwabe, Basel 1949. 89 S. Heft 5: **Straton von Lampsakos.** Schwabe, Basel 1950. 83 S.

Mit bewundernswertener Regelmäßigkeit schreitet F. Wehrlis Ausgabe der Peripatetikerfragmente voran; mit dem soeben erschienenen 5. Heft ist die Hälfte erreicht, der Abschluß läßt sich abschätzen, und die Forschung wird dann ein Werk zur Verfügung haben, bei dem man kaum weiß, was man mehr loben soll, die praktische und saubere Art der Darbietung oder die Fülle der Anregungen, die die Kommentare geben. Es ist kein Zweifel, daß mit dieser Sammlung eine neue Etappe in der Erforschung des Peripatos erreicht ist. Es wäre nur zu wünschen, daß irgendwann einmal für die Sokratiker und für die platonische Akademie (bis hinab zu Philon von Larissa!) Ähnliches geleistet werden könnte. Dringend notwendig wäre es!

Was das Anzeigen der vorliegenden Hefte besonders reizvoll macht, ist, daß es sich hier um drei Peripatetiker handelt, die offenbar ihrer persönlichen und philosophischen Art nach denkbar verschieden voneinander gewesen sind. Klearchos erinnert an Herakleides, den Pontiker, wenn er auch viel unbedeutender als dieser ist; auf der Grenze zum reinen Literaturtum stehen beide. Straton ist der äußerste Gegensatz dazu. Unter seinem Scholarchat wird, wie Wehrli ausgezeichnet hervorhebt, der Peripatos fast ausschließlich zu einer Stätte wissenschaftlicher Forschung, und die Schülerzahl geht dementsprechend stark zurück. Demetrios von Phaleron endlich ist bekanntermaßen Ciceros Vorbild darin gewesen, daß er gleichzeitig theoretischer Philosoph und praktischer Politiker war. Aus Wehrlis Textsammlung geht freilich klar hervor, daß er weder hier noch dort Hervorragendes zustandegebracht hat. Unter den fünf Peripatetikern, deren Reste nun vorliegen, wirkt er als die bei weitem blassesste Persönlichkeit. Selbst das Bild eines Klearch hat mehr Farbe; paradoxerweise, denn während uns vom Leben Klearchs fast nichts bekannt ist, umfassen die Berichte über das Leben des Demetrios nahezu einen Drittel des ganzen Textbestandes.

Gehen wir nun auf einiges Einzelne ein, so sei geradé mit einer Frage zu den Texten *Klearchos* begonnen. Wehrli charakterisiert Klearch öfters als einen nicht allzu seriösen Schriftsteller, einen Mann, der an unterhaltenden und pikanten Geschichtchen mehr Interesse gehabt habe als an eigentlicher Philosophie (S. 45f. 51f. 57f.). Dies kann zutreffen. Aber zu bedenken bleibt die Art der Überlieferung. Sie ist in einem seltenen Umfang einseitig. Unter 115 Textnummern stammen nicht weniger als 76 aus Athenaios. Bücher wie der *Gergithios*, *περὶ βίων*, die *ἐρωτικά ζητήματα* (dies wohl der richtige Titel) sind uns ganz oder fast ausschließlich durch ihn bekannt. Da wird denn der Geschmack des Zitierenden

nicht ohne Einfluß auf die Auswahl der Zitate gewesen sein. Wehrli deutet dies S. 59 selbst an, doch die Frage ist, ob man nicht weiter gehen muß: Könnte nicht durch diese Einseitigkeit der Überlieferung das Bild Klearchs überhaupt ziemlich stark verzerrt sein? Wir besäßen ja etwa auch ein absonderliches Bild von den *Politien* des Aristoteles, wenn wir sie allein durch den Auszug des sog. Herakleides in Frg. 611 Rose kennen.

Einige Kleinigkeiten: Frg. 6 läßt Klearch den Aristoteles von seinem Aufenthalt in Asien erzählen, und zwar hat man nicht den Eindruck, daß damit der Aufenthalt bei Hermias von Atarneus gemeint sei. Sollte Klearch die in die Vulgatbiographie übergegangene Geschichte erfunden haben, daß Aristoteles Alexander auf seinen Feldzügen begleitete? Frg. 16 scheint mir schärfer interpretiert werden zu können, als es S. 50f. geschieht. Hinter der rhetorischen Stilisierung erkennt man einen Aufbau von aufdringlichster Pedanterie. Den Kynikern wird vorgeworfen, daß sie von den zweimal vier Eigenschaften des Hundes nur die vier schlechten (Schimpferei, Gefäßigkeit, Ärmlichkeit und Unstetheit) nachahmen. Der Hund spielt ja bei der Schilderung der philosophischen Lebensform schon in der Sokratik eine Rolle (vgl. Plat. *Rep.* 375 Bff.).

In Frg. 17 liegt der Akzent wohl weniger auf dem Luxus des Themistokles als auf der Seltenheit treuer Freunde. Die Richtung geht also etwa auf Theognis 83ff. Frg. 24 und 25 zeigen in instruktiver Weise, daß die uns aus den ps.-aristotelischen Problemsammlungen bekannte Zetemata-Form dem Klearch schon so geläufig war, daß er sie auf Erotika übertragen konnte; das ließe sich vielleicht noch etwas stärker herausheben als es S. 55 geschieht. Der Textbestand von *περι βίων* wird sich wohl noch vermehren lassen; Wehrli selbst nennt im Kommentar Stellen von Eustathios, Älian, Suidas, in welchen zusätzliches klearchisches Gut steckt. Schade, daß er sie nicht mit hat abdrucken können.

Neben der vielfachen, aber nicht geistlosen Buntheit Klearchs wirkt *Demetrios*, wie schon bemerkt, fad; über den Eindruck eines wohlmeinenden gebildeten Beamten kommt man kaum hinaus. Ein guter Teil seiner Werke wird in Rechtfertigung seiner Politik (wohl auch seiner Zugehörigkeit zum Peripatos) und Rückschau auf sein Lebensschicksal bestanden haben; das gibt den Resten einen gewissen Reiz der Aktualität. Man denke etwa an Frg. 81, das nicht nur vom erstaunlichen Aufstieg Makedoniens spricht, sondern im Hintergrund auch eine Warnung für die Zukunft enthält.

Einzelnes: Ein sonderbares Problem stellen Frg. 82 und 83. Daß die Namen Xenophon und Xenophanes beide echt sind, wird man kaum glauben – aber welchen soll man als eine Verschreibung tilgen? Verwirrend ist auch Frg. 96: eine Enkelin des Aristeides ist Gattin des Sokrates, einem Enkel desselben Aristeides will Demetrios zugunsten von dessen Mutter und Tante eine Staatsrente von besonderer Höhe verschafft haben. Wie soll das chronologisch zugehen? Auch wenn man annimmt, daß θυγατρὶδη und θυγατρὶδος trotz paralleler Bildung verschiedene Grade der Deszendenz bezeichnen, bleibt die Stelle unbehaglich; ist etwa das eine, die Begegnung mit Lysimachos, genau so eine literarische Fiktion wie das andere, die Myrto-Geschichte, beides ein Weiterspinnen älterer sokratischer Logoi? Die Begegnung mit Lysimachos steht derjenigen des Aristoxenos mit Dionysios von Syrakus (Frg. 31 W.) nicht so ganz ferne. Beides würde dann zu jenem Typus sokratischer Erfahrung gehören, den Platon ablehnt, der aber für uns vor allem noch in den vielen fiktiven Begegnungen und Beglaubigungen der Dialoge Ciceros spürbar ist.

Eine Aporie findet sich auch in Frg. 150: Wenn Anaxagoras 480/79 nach Athen kam, hat sein Aufenthalt dort nicht 30, sondern 50 Jahre gedauert; man könnte also die Zahl am Ende des Frg. ändern oder eher mit Jacoby den Satz ἐνθα-ραστιν als Einschaltung aus anderer Quelle verstehen. Ob man allerdings Jacoby weiter folgen und auch Αθήνησαν der andern Quelle geben soll, ist mir zweifelhaft. Denn man wird diese Notiz ungern von den übrigen: Beginn des Philosophierens unter Kallias am Anfang des Perserkrieges trennen wollen. Es läßt sich leicht eine Erzählung ausdenken, daß Anaxagoras vor den Persern floh wie einstmals Xenophanes und in Athen zum Philosophen wurde. Für die Zeit des Demetrios ist Athen ebenso gut die Stadt, die alle Philosophen zugrunderieitet, wie die Stadt, in der man, wie ein Aristoteles oder Zenon von Kition, Philosoph wird.

Was endlich *Straton* betrifft, so gibt erst Wehrlis Fragmentsammlung eine deutlichere Vorstellung davon, wie merkwürdig sich bei ihm aristotelische und atomistische Elemente mischen; etwa in der Theorie der Schwere: wie bei Demokrit haben auch bei ihm alle Körper bloß Schwere; diese Schwere scheint er aber nicht atomistisch als einen Fall ins Unbegrenzte interpretiert zu haben, sondern aristotelisch als den Fall zum Mittelpunkt des Alls, womit denn die Einzigkeit des Kosmos bestehen bleibt.

Einzelnes: Erwünscht wäre es gewesen, wenn der Kommentar zu Frg. 27 die verschiedenen Arten des Proteron und Hysteron bei Aristoteles und Straton schematisch nebeneinandergestellt hätte. Etwas verwirrt wird man durch die Abfolge von Frg. 28 und 29, die bis auf Belanglosigkeiten einen völlig identischen Wortlaut haben. Frg. 34 wird mit

großer Wahrscheinlichkeit aus Cicero geschöpft sein, wenn es nicht gar aus Frg. 32 und 33 einfach kombiniert ist; auch in Frg. 37 wird man dem rhetorisch zurechtgemachten Wortlaut gegenüber äußerst vorsichtig sein müssen. Sehr wichtig scheint mir dagegen Frg. 35 zu sein.

Zwischen Frg. 61 und 62 ist der Widerspruch in der Beurteilung des Magnetismus so kraß, daß man einen Augenblick geneigt sein könnte, in Frg. 62 eine Verderbnis oder Verwechslung des Namens anzunehmen. In jedem Falle aber scheint mir im Gegensatz zum Kommentar S. 58 die Entscheidung zugunsten von Frg. 61 und nicht zugunsten von Frg. 62 fallen zu müssen. Straton gibt nicht in Frg. 62 seine wahre Meinung und referiert in Frg. 61 bloß über die atomistische Position, sondern Frg. 61 ist seine Theorie (zu der dann also auch Frg. 66 Ende gehören wird), während Frg. 62 in starker und mißverständlicher Verkürzung (etwa aus dem doxographisch-aporetischen Teil von *τεοὶ ζεροῦ*) scheinbare Gegenargumente nennt.

Wir haben sodann die berühmten, durch H. Diels identifizierten Fragmente Stratons bei Heron von Alexandrien. Mit Recht fordert Wehrli S. 57 eine neue Einzeluntersuchung. Daß vorläufig noch eine bedeutende Unsicherheit darüber herrscht, wie weit das stratonische Gut geht, zeigt sich auch an den von Wehrli herausgehobenen Texten. Während man bei Frg. 56, 57, 64, 65b, 66 die Herkunft von Straton sofort erkennt, bleibt man bei Frg. 67 und 88 eher ratlos und möchte gerne näheres über die Gründe hören, die zur Aufnahme in die Sammlung geführt haben; der Kommentar ist hier etwas zu knapp. Es wäre vielleicht überhaupt nützlich gewesen, wenn der Kommentar genauer, als es S. 56f. geschieht, die Kriterien für die Ausscheidung der Fragmente Stratons aus dem Texte Herons bezeichnet hätte. Das Problem ist wichtig genug; die Annahme des Leeren ist zusammen mit der Verwerfung der Lehre von den drei naturgemäßen Raumbewegungen wohl Stratons tiefster Einbruch in die aristotelische Physik.

Doch genug der Einzelheiten. Sie sollten ja nur bezeugen, in welchem Maße Wehrlis Textsammlung zum Weiterdenken der großen wie der kleineren Probleme anregt. Daß sie in allen ihren Teilen für die Arbeit am Peripatos im allgemeinen und an Aristoteles (besonders dem exoterischen) und Theophrast im speziellen unentbehrlich ist, braucht nicht mehr wiederholt zu werden. Hoffen wir, daß die nächsten Hefte bald folgen können, vor allem dasjenige über Herakleides vom Pontos; wenn hiezu ein Wunsch ausgedrückt werden darf, so ist es der, daß es möglich sein werde, alle Texte zu vereinigen und zu drucken, in denen Spuren dieses eigenartigsten unter den Peripatetikern zu fassen sind.

O. Gigon.

**Theocritus** edited with a translation and commentary by A. S. F. Gow. Cambridge University Press. 63 s. Vol. I Introduction, text and translation 257 S. Vol. II Commentary, appendix, indices and plates. 634 S., 15 Tafeln.

Diese kommentierte Ausgabe Theokrits setzt gute englische Tradition fort und macht buchtechnisch der Cambridge University Press alle Ehre. In der Einleitung folgt auf eine Behandlung des Biographischen eine detaillierte und bequeme Übersicht der Handschriften und Papyri mit der Textgeschichte sowie ein Abschnitt über den Dialekt der Gedichte. Der griechische Text beruht wesentlich auf älteren Kollationen. Der Kommentar, Hauptleistung des Werkes, gibt zu jedem Stück einleitende Bemerkungen über Form, Thema, Motivgeschichtliches u. dgl. und schließt daran die sprachlichen und sachlichen Erklärungen zu den einzelnen Zeilen. Künstlerische und literargeschichtliche Fragen gelangen nur ausnahmsweise zur Diskussion.

F. Wehrli.

**Fritz Schachermeyr: Alexander der Große, Ingenium und Macht.** Verlag Anton Pustet, Graz/Salzburg/Wien, 1949. 535 S., 15 Tafeln, 7 Karten und Kartenskizzen. ö.S. 49.50.

Ein neues Alexanderbuch scheint einem nach den ausgezeichneten Büchern, die es über Alexander den Großen und seine Zeit aus neuerer und neuester Zeit gibt, nicht sehr dringend. Der Zweck des vorliegenden Buches ist denn auch nicht so sehr die Förderung der eigentlich wissenschaftlichen Probleme des behandelten Themas als vielmehr der, ein neues Alexanderbild im Gegensatz zu dem in der Literatur zumeist gültigen zu entwerfen und daran allgemeine Maximen zu entwickeln. An die Stelle der bisher vertretenen, mehr oder weniger weitgehenden Verherrlichung soll eine «schonungslose Zeichnung» der Persönlichkeit Alexanders treten, der «alles eher denn restlos menschenbeglückend» sei und «wohl Verwunderung und Grauen, nicht aber billigen Enthusiasmus» hervorrufe, keine «Lichtgestalt», sondern «weit eher ein düsterer Held». Bewunderung verdiene uneingeschränkt nur das Genie, das sich allein dem Guten und Schönen, der Kunst, der Wissenschaft, der Philosophie, dem Wohltun widme, wo das Genie aber sich der Macht bediene, um als Staatsmann oder Feldherr zu wirken, sei es stets der Gefahr und dem Zwang der brutalen Gewalt-

tat und der Unterdrückung der Rechte anderer ausgesetzt und daher zum mindesten sehr zwiespältig. Man sieht, es ist ein sehr zeitbedingtes Buch, geformt aus der «heilsamen» Erfahrung der vergangenen Jahre, aus der «wir endlich gelernt haben, was Geschichte für eine ernste, ja böse Angelegenheit sei», aus der uns statt der Begeisterung «eigentlich nur mehr das Grauen» geblieben sei (S. 472). So finden wir auch überall im Buch mittelbare oder unmittelbare Anspielungen auf Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit, ohne daß sich der Verfasser allerdings zu eigentlichen Anachronismen verleiten läßt (abgesehen von den «touristisch geschulten Gebirgsspezialisten», die «mit Hilfe von Seilen und Mauerhaken» die Felsenburgen in Ferghana ersteigen, S. 288, womit der bei Arrian geschilderte Tatbestand ein bißchen reichlich modern ausgedrückt ist). Sogar die «displaced persons» tauchen einmal auf (S. 429) als «versetzte Personen», zugleich ein abschreckendes Beispiel dafür, wie man fremde Ausdrücke unter Mißachtung der Sprachform beider in Betracht kommender Sprachen nicht übersetzen soll; gemeint sind die griechischen Verbannten. Verständlich wird dieses alles cher, wenn man sich erinnert, daß der Verfasser einst besonders extremer und überzeugter Vertreter der nationalsozialistischen Weltanschauung war (s. besonders sein Buch *Lebensgesetzlichkeit in der Geschichte*, Frankfurt a. M. 1940, in dem manche Gedankengänge dieses Alexanderbuchs in anderer Weise vorgebildet waren). Hinter diesem neuen Alexander steht ein anderer, auch wenn er nicht genannt ist und das Alexanderbild in den Einzelzügen nicht unmittelbar beeinflußt hat.

Vorangestellt ist eine gute Schilderung des noch stark in archaischen Zuständen und Anschauungen lebenden Makedonien und seiner Geschichte bis Alexander einschließlich von Philipp's großartiger, aber noch ganz an Makedonien haftender Leistung. Auf diesem Untergrund erhebt sich nun als ungeheuerlicher Gegensatz das Bild Alexanders, der uns in ein dringlichster Sprache und oft packenden Formulierungen vorgeführt wird als der übergewaltige Titan des Wollens, Planens und Vollbringens, der alle Bindungen irgendwelcher Art an überlieferte Vorstellungen und Verhältnisse abgeworfen hat und außer den Göttern nur noch seinen eigenen Genius und sein eigenes Wollen als des allgewaltigen Herrschers des von ihm erobernten und zu formenden allgemeinen Weltreichs anerkannt, in allem willenslose Unterwerfung verlangt und jeden Widerstand, der sich ihm offen entgegenzustellen wagt, mit rücksichtsloser Brutalität zerschmettert. In dramatisch bewegten Kapiteln werden uns so vor allem die tiefen Gegensätze und der Kampf geschildert zwischen dem von aller Vergangenheit losgelösten und nur einem Zukunftideal verpflichteten, autokratischen Herrscherwillen und seiner makedonischen Umgebung, bereits in der so anders gearteten Person und dem Werk seines Vaters Philipp, wie nachher in dem erbitterten Kampf mit den an den alten Bindungen ihres Volkstums festhaltenden Makedonen, dem Adel der näheren Umgebung sowohl wie dem Heer. Dieser Kampf führt zu der düsteren Kette der berühmten Katastrophen im Osten Irans und später zur Meuterei von Opis. Die blutigen Katastrophen in der nächsten Umgebung des Königs, die Hinrichtung oder Ermordung eines Philotas, Parmenion, Kleitos, Kallisthenes seien von Alexander mit kalter Berechnung und brutaler Verletzung allen Rechts vorbereitet und herbeigeführt, um die Opposition gegen seine Pläne zu ersticken. Die jeweiligen Anklagen hätten nur den bereitwillig ergriffenen Vorwand zum Handeln gebildet und die Verurteilung des Philotas, Kleitos und Kallisthenes durch die makedonische Heeresversammlung sei durch Terrorisieren und Mundtotmachen der Versammlung erreicht worden nach dem Muster «aller Gewaltherrischer, welche Rechtsinstitutionen zu Akten ihrer Kabinettsjustiz mißbrauchen» (S. 271). Am Schluß habe sich Alexander immer mehr in das Gefühl der Allmacht und Unüberwindlichkeit hineingesteigert und so mehrfach auch das Unmögliche erzwingen wollen in einem verantwortungslosen «Hasardieren» mit dem Schicksal. So sei es zu dem Rückschlag in Indien gekommen, zur gedrosischen Katastrophe und zu seinem frühen Tode, da Alexander hier auch die Natur zu vergewaltigen versucht habe, nachdem ihm keine Menschenmacht mehr zu widerstehen vermocht hatte: die tropischen Monsunregen in Indien, die jede Operation ausschlössen, während Alexander den Feldzug so spät begann, daß er in diese Zeit hineingeraten mußte, ferner die unbedingten Schranken, die die gedrosische Wüste einem größeren Heerzug entgegensezt, den Alexander dann doch überflüssigerweise erzwingen wollte, und das babylonische Klima, dem der König durch bedenkelloses Verhalten zuwiderhandelte. So habe der anscheinend Unüberwindliche doch an den Mächten der Natur seine Schranken gefunden, nachdem alle menschliche Macht versagt hatte. Wie als Eroberer sei Alexander auch als Herrscher des neu zu formenden einheitlichen Weltreiches verfahren, allein seinem allen Bindungen der Vergangenheit spottenden, allmächtigen Gestaltungswillen folgend und rücksichtslos jeden Widerstand dagegen niederwerfend. Das ist das Kernthema des Buchs, wie sein Untertitel «Ingenium und Macht» besagen will, deutlich zu machen, wie der Besitz der absoluten Macht den Mächtigen geradezu zum Mißbrauch dieser Macht zwingt und sich schließlich gegen ihn selber wendet, indem sie ihn

an der Überspannung des Machtgefühls zur Vorstellung der unüberwindlichen Allmacht schließlich scheitern läßt.

So weit in gröbsten Zügen das neue Bild Alexanders, das uns Schachermeyr vor Augen führt. Nun, ich zweifle, ob es sich durchsetzen wird, trotz der suggestiven Dialektik, mit der es entwickelt, der Sprachgewalt, mit der es vorgetragen wird. Mir scheint es zu scharf gemeißelt und überspitzt und die älteren, gemäßigteren Auffassungen die richtigen, die auch bei einem Alexander doch die Rücksichtnahme auf die gegebenen Schranken aller Art und die gegebenen Verhältnisse betonten. Mir scheinen seine Handlungen doch zu beweisen, daß auch ein Alexander nicht die ganze Welt in einen einzigen Schmelziegel werfen und umformen wollte, sondern den verschiedenen Teilen des Riesenreichs ihre gewisse Sonderexistenz und Eigenlebens nicht zu nehmen gesonnen war, ein Universalreich gewiß mit einem einzigen souveränen Alleinherrischer an der Spitze, der alle verschiedenen Formen seiner Herrscherstellung in den verschiedenen Teilen seines Reichs in seiner Person vereinigte, aber doch nicht in dieser völligen despatischen Unterjochung und Nivellierung, wie uns Schachermeyr glauben machen will. Doch fehlt natürlich der Raum, das in einer Rezension näher auszuführen.

Bemerkt sei aber am Schluß ausdrücklich, daß obige Ausführungen nicht etwa den Eindruck erwecken wollen, als ob es sich bei dem besprochenen Buch um ein reines Phantasieprodukt handle. Im Gegenteil, es ist ein durchaus ernsthaftes und ernst zu nehmendes Werk. Der Verfasser hat das gesamte antike Quellenmaterial über Alexander und ebenso die moderne Literatur gründlich durchgearbeitet und die sich stellenden Probleme gründlich durchdacht. Das Buch ist voller Anregungen und Ausführungen, die auch für den Fachmann von hohem Interesse sind und ihm manches in neuer beachtlicher Sicht zeigen. Zugute gekommen ist der Darstellung auch die persönliche Anschauung des vorderen Orients bis an die Zagrosketten, die der Verfasser auf eigenen Reisen erworben hat und in oft packenden Schilderungen zu verwerten weiß. Aus der Fülle dieser Anregungen erwähne ich nur etwa die neue umfassende und sicher in allem Wesentlichen zutreffende Behandlung des Versuchs der Einführung der Prosikynese, in der Sch. darauf hinweist, daß die Makedonen und Griechen sie nicht vor Alexander selbst, sondern vor dem Altar mit dem persischen Königsfeuer, also dem Symbol der im König wirkenden göttlichen Macht, vollziehen sollten, womit für die Griechen der Hauptanstoß an dieser Zeremonie bestätigt werden sollte zusammen mit dem Kuß des Königs, der sich daran hätte anschließen sollen. Oder die große Bedeutung, die Sch. den Monsunregen als Hauptgrund für die Weigerung des Heeres am Hyphasis belegt. Sehr eindrucksvoll ist auch, zu lesen, wie dabei in Alexander die Erkenntnis eine entscheidende Rolle spielte, daß die so völlig andere Welt Indiens, wahrhaft eine Welt für sich, selbst durch seinen titanischen Willen nicht in sein sonstiges vorderasiatisches Weltreich wirklich hätte eingegliedert werden können. Eine Kleinigkeit: Zu Tell Gömal – Gau-gamela (S. 511 A. 153) verweise ich noch auf die wichtigen Nachrichten dazu bei Ed. Sachau, *Am Euphrat und Tigris* (Leipzig 1900), 117 mit der Karte Tafel IV. Beigegeben sind dem Buch einige Tafeln mit Photos, die wichtige Denkmäler der Zeit und einige wichtige Punkte des Alexanderzuges zeigen. Ein paar Kartenskizzen veranschaulichen den Verlauf des Zuges und die geographischen Vorstellungen der Zeit, die so vielfach eine Rolle spielen.

Ernst Meyer.

**W. Peremans: Prosopographische opzoeken betreffende Ptolemaisch Egypte.** Mededelingen van de Koninklijke Vlaamse Academie voor Wetenschappen, Letteren en Schone Kunsten van Belgie, Klasse der Letteren Jaargang X, Nr. 3. Brüssel 1949. 22 S.

Die vorliegende kurze Abhandlung ist eine Voranzeige der von dem Verfasser zusammen mit E. Van't Dack beabsichtigten *Prosopographia Ptolemaica* und setzt vor allem Plan und Methode des geplanten Werks auseinander. Die Prosopographie soll alle Quellen-gattungen der Ptolemäerzeit umfassen, literarische Texte, Papyri, Inschriften, Ostraka und Sonstiges, und zwar sowohl die griechischen wie die demotischen Quellen und einschließlich der ptolemäischen Außengebiete. Sie soll in den ersten vier Bänden nach Sachgruppen geordnet werden, Verwaltung, Militär, Priesterschaft, Gerichtswesen und Sonstiges mit weiterer Unterteilung nach den verschiedenen Amtstiteln und Funktionen, erst innerhalb dieser Kategorien alphabetisch. Trotz gewisser praktischer Bedenken wird man dieses Verfahren doch anerkennen müssen als das für die wissenschaftliche Brauchbarkeit wertvollere und fruchtbarere. Ein fünfter Band soll alle diejenigen Namen umfassen, die ohne irgend einen Amtstitel vorkommen und daher in den ersten vier Bänden nicht erscheinen. An kurzen ausgewählten Beispielen gibt der Verfasser dann einige Hinweise auf den vielfältigen Wert einer Prosopographie und die mannigfachen Erkenntnisse, die sich unmittelbar oder mittelbar aus einer sorgfältig und umsichtig gearbeiteten Prosopographie ergeben oder

gewinnen lassen. Daß das beabsichtigte Werk selber ein äußerst verdienstliches Unternehmen darstellt, braucht wohl nicht erst besonders betont zu werden, und man wird seinem Erscheinen mit großer Spannung entgegensehen dürfen.

Ernst Meyer.

**Papyrus Grecs de la Bibliothèque Nationale et Universitaire de Strasbourg**, ed. *Paul Collomp et ses élèves. Publications de la Faculté des Lettres de l'Université de Strasbourg*, fasc. 97. Belles Lettres, Paris 1948. 43 S.

Dieser Faszikel umfaßt 43 bereits in den Jahrgängen 1935/36 und 1940/41 des *Bulletin de la Faculté des Lettres de Strasbourg* einzeln veröffentlichte Papyrusurkunden aus der ehemaligen Schule P. Collomps, die alle schon in den einschlägigen Fachzeitschriften besprochen oder angezeigt wurden. A. Oguse gibt sie nun, mit einigen wenigen Verbesserungen, gesammelt heraus, wobei er sie mit Nr. 126–168 direkt an F. Preisigkes *Griech Pap. der Univ.- u. Landesbibliothek zu Str.* 1912/20 anschließt. Dieser Anschluß bedeutet allerdings nicht, daß sich die neue Ausgabe mit der bedeutenden Sammlung Preisigkes in Ausstattung und Bearbeitung irgendwie messen kann. Eine methodische oder chronologische Ordnung der Papyri wird nicht befolgt, sachliche Erläuterungen fehlen ganz, und in der sehr unterschiedlichen Qualität der Textgestaltung und des Apparates zu den einzelnen Stücken macht sich die Vielzahl der Bearbeiter und die mangelnde Koordinierung ihrer Zitier- und Arbeitsweise oft unliebsam bemerkbar. Trotz allen, durch die mißlichen Umstände der Kriegs- und Nachkriegszeit mitbedingten, Mängeln wird man dem Herausgeber dankbar sein, die mitunter interessanten Urkunden aus dem 2. bis 5. nachchristlichen Jahrhundert in handlicher Form leichter zugänglich gemacht zu haben.

M. Puelma.

**Mélanges d'Archéologie et d'Histoire, offerts à Charles Picard** à l'occasion de son 65e anniversaire. Revue Archéologique 6e série, tomes 29 et 30, 1948. Presses universitaires de France, Paris 1949. fFr. 3000.– für beide Bände.

108 Beiträge in zwei starken Bänden – einige weitere Festaufsätze erscheinen in Revue Archéologique 1949 und in Revue des Etudes Anciennes 1948 – und eine lange Liste von Subskribenten bringen Charles Picard, dem Lehrer der klassischen Archäologie an der Sorbonne ihre Glückwünsche zu seinem 65. Geburtstag dar. Ein Verzeichnis von 914 bis 1947 erschienenen Büchern und Aufsätzen Picards, das die Rezensionen nicht einschließt, gibt eine Anschauung von seinem immensen Fleiß, der Fülle seiner Ideen und dem Umfang seines Interesses, das die internationale wissenschaftliche Literatur in einer Weise übersieht, wie es heute leider nicht mehr selbstverständlich ist.

Unter den Beiträgen gelten nur ganz wenige der Geschichte der antiken Kunst, und diese sind meist von Ausländern; auch die Wiedergabe der Kunsterwerke in kleinen, oft sogar noch retouchierten und ausgeschnittenen Klischees zeigt, daß das Interesse der Mitarbeiter meist anderen Fragen gilt. Man denkt mit Bedauern, wie unendlich viel besser die Lichtdrucke in den ersten Bänden des Bulletin de Correspondance Hellénique vor über einem halben Jahrhundert waren. So ist der großartigste Fund der französischen Ausgräber in Thasos, der kolossale Widdersräger vom Ende des 7. Jahrhunderts, der bisher nur ganz ungenügend abgebildet war und von dem Emilie Haspels, die Archäologin der Universität Amsterdam, gute Photographien beigesteuert hat (S. 422ff.), wieder nur ganz klein wiedergegeben, mit hart ausgeschnittenen Konturen. Und man traut seinen Augen kaum, daß L. Herrmann S. 435 den Zwerg auf der um 450 gemalten rotfigurigen Schale im Vatikan, den schon O. Jahn richtig auf Äsop gedeutet hatte, Phaedrus nennt und nach der hundert Jahre alten Zeichnung von Panofka reproduziert (vgl. Schefold, *Bildnisse der antiken Dichter, Redner und Denker* [Basel 1943], S. 56, 4).

Aber von diesen Schönheitsfehlern abgesehen ist die Fülle des Gebotenen so, daß man viel zu den Bänden greifen wird und hier nur das Wichtigste angedeutet werden kann. Die ägyptischen Obelisken bildeten immer Paare, bis auf den jetzt beim Lateran aufgestellten. G. Lefebvre, *Sur l'obélisque du Latran* (586–593), fragt: «Wollte Thutmosis III. damit auf den Ursprung des Kultes von Heliopolis hindeuten, als Vorläufer des Sonnenverehrers Tut ench Amun?» Nicht weniger interessant ist J. Sainte Fare Garnots Deutung feiner figürlicher Gefäße des Neuen Reiches (905–916), die auf die wunderbare Heilung eines kranken Kindes im Schoß einer Frau anspielen.

Ch. Delvoye, *Note sur les origines orientales des cachets néolithiques du continent grec* (267–279), wertet Stempelsiegel für den Nachweis kultureller Verbindung mit dem Orient aus; vgl. dazu auch H. Mode, *Indische Frühkulturen und ihre Beziehungen zum Westen* (Basel 1944), 108ff., K. Bittel, *Kleinasiatische Studien* (Istanbul 1942), 186ff. und dens., *Grundzüge der Vor- und Frühgeschichte Kleinasiens* (Tübingen 1945). – Für die Vorgeschichte der griechischen heiligen Gewänder hochwichtig ist P. Demargne, *La robe de la déesse mino-*

*enne sur un cachet de Mallia* (280–288); vielleicht war dieses Gewand für einen Hieros Gamos bestimmt wie der Gürtel Aphrodites in der Ilias; vgl. F. Willemsen, *Frühe griechische Kultbilder* (Diss. München 1939). – Nach dem Ephoros Kretas, N. Platon, geben die mittelminoischen Glockenidole liturgische Masken wieder (833–846). – F. Chapoutier, *Inscription minoenne sur une pastille d'argile* (166–169) schließt aus diesem Fund in Mallia auf ein unentdecktes Tontafelarchiv. – H. Gallet de Santerre (387–400) legt sorgsam das Problem dar, warum eine starke Besiedelung von Delos erst seit der Mitte des zweiten Jahrtausends vom Festland her stattfand, obwohl in den alten Kulten so starke Verbindungen mit Kreta vorhanden sind. – Mit Apollons Verhalten zu den älteren Kulten von Delphi, Theben und dem Ptoion beschäftigt sich Y. Béquignon (61–75). Über die erste auf Kypros ausgegrabene mykenische Stadtmauer, die von Enkomi, berichtet C. F. A. Schaeffer (926–935), sie umschloß wohl Alasia, die Hauptstadt des zweiten Jahrtausends.

Unter den Aufsätzen zur archaischen Kunst wurde schon der von E. Haspels genannt (422–425); die Verfasserin weist Übereinstimmungen zwischen dem Widdersänger und den von ihr zusammengesetzten, sicher ebenfalls gegen 600 zu datierenden und in Thasos gefertigten Tondreifüßen nach. – Ein kostbarer Zuwachs ist der von S. Besques (89–97) neu veröffentlichte um 510 gefertigte attische Jünglingskopf in Amiens, der aber leider durch moderne Reinigung seine antike Oberfläche eingebüßt hat. – G. M. A. Richter ergänzt zu der von Kübler 1942 im Kerameikos gefundenen Sphinx und ihrem Kapitell die Stele und eine entsprechende auch zur älteren New Yorker Sphinx, so daß wir nun für die drei ersten Viertel des sechsten Jahrhunderts die Anschauung von je einem großartigen attischen Grabpfeiler besitzen. Davon werden dann die einfachen Palmettenstelen der Zeit nach 530 abgehoben, bis ein wohl kleisthenisches Luxusgesetz die Reihe unterbricht (so Schefold, *Orient, Hellas und Rom in der archäologischen Forschung seit 1939* [Bern 1949], 104).

F. Villard gehört zu den französischen Archäologen, die nach dem Beispiel von P. Devambez die seit Generationen in den Kellern des Louvre verborgenen Vasenscherben zusammensetzen; als Probe bildet er den aus (1885 in den Louvre gekommenen) Scherben vom Kerameikos zusammengesetzten großartigen Krater ab (1065–1074); solches Heilen gehört gewiß zu den größten Verdiensten. Von der Verbindung dieser Arbeiten im Louvre mit der Veröffentlichung der neuen geometrischen Funde im Kerameikos durch K. Kübler sowie mit der von E. Kunze vorbereiteten Geschichte der geometrischen Keramik ist Kostbares zu erwarten. – Ein korinthischer Aryballos unbekannter Herkunft und ein Elfenbeinrelief von Delphi mit Chimären geben P. Amandry (1–11) Anlaß, auf das Problem hinzuweisen, warum die Ziege zum Symbol des Erdfeuers wurde. – J. Bérard veröffentlicht drei in Taormina erworbene Terrakotten, von denen eine Akrigent, zwei andere Lokri zugeschrieben werden (76–88). H. Seyrig (968–970) eine ungewöhnlich schwere, doppelte Oktadrachme von Sermylia (Chalkidike) aus der Mitte des sechsten Jahrhunderts. – G. Roux, *Héraclès et Cerbère sur une amphore du Louvre* (896–904) erklärt, warum es bei der Zähmung des Kerberos so freundlich zugeht.

Seit dem Fund des Themistoklesbildnisses in Ostia wird die Bedeutung der frühklassischen griechischen Bildniskunst immer deutlicher. Ihr weist H. P. L'Orange, *Pausania* (668 bis 681) ein in fünf römischen Kopien überliefertes Männerbildnis zu, an dem immer der eigenartige Knoten des Backenbarts unter dem Kinn aufgefallen ist. Solche Bartpflege galt als persische Tryphe; dies und der bei aller Verwandtschaft mit dem Aristogeiton und Themistokles doch dorische Stil paßt zu Pausanias, dem Sieger von Plataea, von dem die Spartaner zwei Statuen im Athenetempel von Delphi stifteten. Bedenklich ist, daß der Feldherr unbeherrscht ist; die Parallele des Miltiadesbildnisses verschlägt nichts, weil dies im wesentlichen klassizistisch ist; von ihm hat V. H. Poulsen im Burlington Magazine jetzt (1950, 194f.) gezeigt, daß es zu den „Wiederholungen“ des Alkaios (?) im Louvre gehört (Schefold, Bildnisse a. O. 67, 1). Aber diese Repliken weichen so sehr untereinander ab, daß es wohl möglich war, sie schon in der Römerzeit für Idealbildnisse wie das des Miltiades zu verwenden, von dem man kein echtes griechisches Vorbild besaß. Ein echtes griechisches Miltiadesbildnis könnte man sich jedenfalls kaum ohne Helm denken.

Das Tarentinerweihgeschenk des Hageladas in Delphi rekonstruiert P. de La Coste Messelière (522–532) und betont gegen Hampes Zurückführung des Wagenlenkers von Delphi auf Sotades, daß die Sotadessignatur nicht zum Wagenlenker gehört. Damit wird die Zuschreibung an Aigina möglich (Schefold, Orient 115). – Die Darstellung des Galopps am Parthenonfries wird nach R. Lefort des Ylouses (594–606) mit blinder Einstimmigkeit naturwahr genannt, obwohl sie eine kunstvolle Stilisierung ist, eine Verbindung des versammelten mit dem gestreckten Galopp, die allein die gewünschte dichte Füllung des Frieses erlaubte. – Der Telephoskrater des frühen vierten Jahrhunderts in Berlin zeigt nach H. Metzger (746–751) den Einfluß des Euripides. – Ein feiner Nachklang spätklassischer Malerei um 350, ein Prænestiner Spiegel aus Anzio stellt nach A. Dessene (309–315) nicht

Leda, sondern Aphrodite mit dem Schwan dar, ein korinthischer Erzspiegel um 330 den Kampf von Achill und Telephos (?) nach G. Oikonomos (770–786). – Als Ergänzung der Publikation gibt G. P. Stevens sein *Model of the Monument of the Lion of Amphipolis* (993–995).

Lawrences Erklärung der bekannten Pliniusstelle (34, 19, die Kunst habe 296 aufgehört und sei 156 wieder aufgeblüht) aus klassizistischer Theorie (581–585) ist nicht so neu wie er meint; A. Rumpf gibt sie bei Gercke-Norden, *Einleitung in die Altertumswissenschaft* 2, 3 (4. Aufl. 1931), 73, als selbstverständlich; vgl. auch H. Jucker, *Vom Verhältnis der Römer zur bildenden Kunst der Griechen* (Frankfurt 1950), 69. – Mit der Künstlergeschichte beschäftigen sich J. Marcadé, *Pathénoklès d'Athènes* (688–699) und R. Martin, *Une signature de Praxias à Thasos* (705–715). P. Lévéque erfüllt ein altes Desirat mit einer genauen Beschreibung der Friese des Aemilius Paullus in Delphi (633–643). – J. Colin veröffentlicht Stuckmasken von Mumien (207–223). – Henri Van Effenterre bespricht mit guten Aufnahmen kleine kretische Burgen, deren eine reizvolle Graffiti und Skizzen der hellenistischen Besatzung trägt (1033–1046).

Unter den philologischen und epigraphischen Aufsätzen seien hervorgehoben F. Chamous' Interpretation von Pindar Pyth. 5, 82–88 (154–161), W. Vollgraffs Erklärung von Theokrits Syrakusanerinnen 101 als Anspielung auf eine Statue der Aphrodite, die nach ihrem goldenen Geschmeide greift (1075–1087), und F. Vians Rekonstruktion von Apollodors Untersuchung über den Panathenäenpepos (1060–1064). Mehrere Arbeiten gelten griechischen Festen; so suchte nach S. Eitrem (352–359) die eleusinische Priesterschaft den Asklepioskult zu assimilieren durch Einführung des Fastttages der Epidauria in die großen Mysterien. – Fackelläufer aus Thasos behandelt J. Pouilloux (847–857); vgl. dazu jetzt N. Yalouris, *Athena als Herrin der Pferde* (Mus. Helv. 7 [1950], 29). – R. Schilling erklärt Martial 3, 68, 8 als Anspielung auf die Arrhephoren. – Die Geschichte der Form der antiken Schiffe behandeln P. M. Duval (338) und J. Le Gall (607–617).

Auch die Beiträge zum Thema Rom gelten mehr der Bedeutung als der Form und Geschichte der römischen Kunst. K. Schefold referiert und ergänzt sein noch nicht erschienenes Buch über den Sinn der römischen Malerei (936–945): symbolisch ist nicht nur die Grabkunst, sondern das ganze römische Leben ist von Unsterblichkeitsvorstellungen erfüllt. Deshalb fordert G. Ch. Picard mit Recht Rev. Arch. 1949 II, 145, man müsse eine entsprechende Untersuchung auch den Mosaiken widmen, und deshalb tragen auch römische Betten die Weihe dionysischen Schmuckes; vgl. R. Thouvenot, *Buste-applique trouvée à Volubilis* (1000–1007) und A. Merlin und L. Poinsot, die den typologischen Zusammenhang und Symbolismus von Zirkusmosaiken besprechen (732–745). Für das Verständnis dieser Dinge muß man die römischen Dichter ernst genug nehmen; so zeigt J. Perret den echten religiösen Gehalt von Vergils Polytheismus (793–802); P. Grimal bezieht die fünfte Ekloge auf die Apotheose Cäsars und datiert sie 42, als Cäsars Geburtstag zum öffentlichen Fest erhoben wurde (406–419). Man muß aber auch mit der Barbarie rechnen, die sich unter der klassizistischen Fassade verbirgt; das betont M. P. Nilsson bei der Besprechung von Vincentius' Grabkanne in der Prätextatkatakomben, einem Nachfahren Trimalchios (764–769). – A. Roes geht dem Ursprung der Vorstellung des vom Adler zur Sonne getragenen Toten nach (881–891). W. Déonna stellt die an eine Säule angebundenen Löwen auf Kapitellen der Genfer Kathedrale in die alte orientalisch-ägyptische Tradition der Bilder gebändigter Dämonen (289–308).

Zur Geschichte des römischen Kuppelbaus macht C. C. van Essen nützliche Bemerkungen (1047–1059); J. Formigé führt den Nachweis, daß die Theater von Arles, Orange, Vienne und Vaison augusteisch sind (um 15); freilich gibt er keine Baugeschichte. Hochwichtig ist der Fund eines Tempels in Vienne, der in der Achse des Theaters den Zuschauerraum überragte, wie im Pompeustheater (382–386). – Dagegen kann man gegen J. B. Waces Versuch, den Brutus als Werk der Renaissance zu erweisen, nur an den grundlegenden meisterhaften Aufsatz von G. von Kaschnitz-Weinberg erinnern (Römische Mitteilungen 41 [1926]); und gegen den Versuch, die Tondi des Konstantinsbogens domitianisch zu nennen, an J. Sieveking, *Das römische Relief* (Festschrift Arnst., München 1925). – Die Deutung des Grand Camée de France durch Poulen und Byvanck unterstützt J. Charbonneau durch Detailaufnahmen und Argumente (170–186).

Die 'iberische' Keramik Südfrankreichs ist aus analogem Kontakt mit griechischen Vorbildern wie in Spanien, nicht aus Einwanderung von dort zu erklären, wenn auch Handel, vor allem mit Metallgegenständen, sicher ist (J. Jannoray 448–462). – R. Lantier behandelt anlässlich eines Neufundes polykletische Statuetten der Römerzeit (554–560), J. J. Hatt Entlehnungen hellenistischer Goldschmiedemotive in gallorömischer Keramik (426–434), E. Mále Wandmosaiken gallischer Kirchen justianischer Zeit, die literarisch überliefert sind (682–687), E. Salin sächsische oder angelsächsische Spuren im merovingischen Gallien (917–925).

K. Schefold.

*L. E. Lord: A History of the American School of Classical Studies in Athens 1882–1942. An Intercollegiate Project.* Harvard University Press, Cambridge Mass. 1947.

In vier Kapiteln wird die Geschichte des Instituts geschildert, fast ebenso umfangreich sind die sechs Appendices mit Listen seiner Ausgrabungen, Veröffentlichungen, Fonds, Direktoren, Mitarbeiter und Schüler, ergänzt durch 44 Tafeln und zwei Pläne der Ausgrabungen von Korinth und dem Markt von Athen. Amüsant ist im zweiten Appendix Walter Millers Erzählung: Er wollte 1886 nach Nordgriechenland, wanderte von Rhamnus nach Aulis, als er von zwei griechischen Weggenossen ausgeraubt wurde. Mit Mühe kam er nach Athen zurück und erwirkte mit großen Schwierigkeiten vom Außenminister, daß ihm ein Kavalleriedetachement zur Verfügung gestellt wurde, mit dem er sofort in die Gegend ausrückte, wo er die Heimat der Burschen vermutete und diese noch am gleichen Tag erwischte.

Abgesehen von dieser köstlichen Dreingabe hat das Buch mehr inneramerikanisches Interesse. Man wundert sich, warum Homer Thompson und seine Mitarbeiter bei der Ausgrabung der Agora, D. Burr Thompson, L. Talcott, M. Crosby, E. Vander Pool, R. S. Young nicht mehr hervorgehoben sind, obwohl Thompson die Ausgrabung zu der wissenschaftlich bei weitem bedeutendsten Unternehmung der amerikanischen Schule gemacht hat; er hat Ähnliches geleistet wie Kübler für den Kerameikos oder Buschor für Samos, nämlich erst die eigentlichen Früchte des Unternehmens zugänglich gemacht. K. Schefold.

**Ampurias. Revista de Arqueología y Etnología** vol. VII/VIII. Consejo Superior de Investigaciones Científicas. Barcelona 1945/46.

Der vorliegende Band enthält an Abhandlungen, die das klassische Altertum unmittelbar angehen, eine anregende Studie des um die Erschließung des antiken Spanien so verdienten Adolf Schulten, *Las Islas de los Bienaventurados* (S. 1–22). Nach einleitenden Bemerkungen zur Geschichte und Bedeutungsentwicklung des Motivs der Inseln der Seligen in der griechisch-römischen Mythologie und Literatur wird der reale geographische Hintergrund der verschiedenen utopischen Inseln und Inselreiche von Homer über Platon bis zu den Römern untersucht. Nachdem sie schon seit Homer durchwegs im westlichen Ozean lokalisiert worden seien, erfolge bei Timaios und Poseidonios die für die Folgezeiten gültige Identifizierung der Insulae Fortunatorum mit Madeira, die sich bis in topographische Einzelheiten nachweisen lassen, während die Hesperideninseln mit der Kanarischen Gruppe gleichzusetzen seien. Der historische Hintergrund der sagenhaften Atlantis dagegen sei, wie Schulten bereits in seinem Buch *Tartessos* (Hamburg 1922<sup>1</sup>, Madrid 1945<sup>2</sup>) dargelegt hat, das Tartessosreich im Südwesten der iberischen Halbinsel, die Weiterbildung davon die Vorstellung eines Kontinents «an der anderen Seite des Ozeans», die ebenfalls schon bei Platon auftaucht (*Tim.* 24) und über Theopomps *Merope*, Plinius, Plutarch, Strabo, Seneca sich als Glaube bis auf Columbus forterbt, der die bekannte Prophezeiung Senechas (*Med.* 375), künftige Geschlechter würden noch große neue Welten entdecken, als Geleitwort in sein Plinius-Exemplar eintrug.

Von Pío Beltrán bringt der gleiche Band eine eingehende und vielseitige Untersuchung über die griechischen Münzen von Ampurias (Emporion) an der nordkatalanischen Küste: *Las monedas griegas Ampuritanas de Puig Castellar* (S. 277–320, mit Bibliographie). Ausgehend vom neuen Münzfund in der iberischen Siedlung Puig Castellar gelangt der Verf. zu einer genaueren Sichtung der reichen Münzbestände aus den griechischen Kolonien Emporion und Rhode (Rosas); neues Licht fällt dabei auf die Bedeutung dieser beiden Städte für die Stellung der Griechen in Spanien und im westlichen Mittelmeer vom 5. vorchristlichen Jahrhundert bis in die römische Kaiserzeit hinein. Die Studie bildet eine willkommene Ergänzung zu den jüngst erschienenen vortrefflichen Darstellungen des griechischen Spaniens durch A. García y Bellido im dreibändigen Werk *Hispania Graeca* (Barcelona 1948) und im ersten Band der monumentalen *Ars Hispaniae* (Madrid 1948). M. Puelma.

*Robert Wilde: The treatment of the jews in the greek christian writers of the first three centuries.* The Catholic University of America, Patristic Studies vol. LXXXI. Diss. Washington 1949. 239 S.

Als Einleitung zu dem im Titel angezeigten Thema gibt der Verfasser zuerst einen Überblick über die Beziehungen der Juden zur heidnisch-antiken Umwelt, besonders der hellenistisch-römischen Epoche. Auf diesem historischen Hintergrund werden anschließend in systematisch chronologischer Reihenfolge die Zeugnisse der profanen griechischen Literatur über das Judentum, von Theophrast bis Porphyrius, knapp dargestellt, im folgenden Hauptteil die entsprechenden Äußerungen der christlichen griechischen Schriftsteller. Ziel

des Verfassers ist es, Grundzüge und Wandel der Einstellung zu Wesen und Einrichtungen der Juden im antiken und namentlich im patristischen Denken hervortreten zu lassen. Während die Haltung der heidnischen Autoren hauptsächlich von sozial-politischen Gesichtspunkten bestimmt, das Judentum als religiös-philosophisches Phänomen nie recht ernst genommen worden sei, bilden bei den christlichen Autoren der ersten drei Jahrhunderte die Auseinandersetzung mit dem Jüdischen ein zentrales theologisches Problem. Die traditionelle polemische Einstellung, die die christlichen Kritiker von den heidnischen erben, erscheine auf eine andere, höhere Ebene verlagert. Anerkennenswert ist das Bemühen des Verfassers, gegenüber analogen Darstellungen des gleichen Stoffes nicht so sehr das polemische Element als die positiven Momente in der ersten Auseinandersetzung des Christentums mit dem Judentum aufzuzeigen, mag auch die apologetische Tendenz der Abhandlung, die Kirchenschriftsteller von jedem Vorwurf antijüdischer Voreingenommenheit zu befreien, oft allzu deutlich in Erscheinung treten.

M. Puelma.

**Peter Katz: Philo's Bible.** The aberrant text of Bible quotations in some Philonic writings and its place in the textual history of the Greek Bible. University Press, Cambridge 1950. XII + 161 S.

Die Arbeit an den griechischen Übersetzungen des alten Testamento, d. h. an der Septuaginta und ihren späteren Konkurrentinnen, erfordert eine vielseitige Vorbildung: sehr genaue Kenntnis der hebräischen (und aramäischen) Sprache und ihrer geschichtlichen Entwicklung, und ebenso der griechischen Sprache, besonders ihrer hellenistischen Form, sodann völlige Beherrschung der Methoden der Gruppierung und Beurteilung überreichlicher handschriftlicher Varianten, größtes Verständnis für die Schwierigkeiten und technischen Möglichkeiten einer Übersetzung, und schließlich theologische Schulung. Der Verfasser des vorliegenden Buchs, Pfarrer Dr. Peter Katz, hat den seltenen Vorzug, diese Eigenschaften in sich zu vereinigen, und dazu den Vorteil, nach einer früheren Tätigkeit am Göttinger Septuaginta-Unternehmen in Cambridge zu wohnen, das schon lange der Spezialforschung über die Septuaginta einen festen Studiensitz und eine ausgezeichnete Publikationsmöglichkeit bietet.

Als Septuagintaforscher hat sich Katz durch Besprechungen und zuletzt durch einen in der Theologischen Zeitschrift (5 [1949], 1–24) veröffentlichten Basler Vortrag *Das Problem des Urtextes der Septuaginta* ausgewiesen. Das vorliegende Buch soll den zweiten Teil eines größeren Werks über den Text der Septuaginta bilden; der erste über die grammatischen Verderbnisse in der Septuaginta ist druckbereit, ein dritter über graphische und Rezensionsvarianten in Vorbereitung. Wie sich der vorliegende zweite in diesen Plan einfügt, sagt deutlich der Untertitel.

Die Fragen, die hier aufgeworfen und beantwortet werden, sind folgende: 1. Wie verhalten sich die zahlreichen Abweichungen der alttestamentlichen Zitate Philos vom Septuagintatext zur Erklärung, die Philo von den zitierten Versen gibt? 2. Welcher Art sind die Abweichungen, welches sind ihre Ursachen und Motive? 3. Woher stammt der zitierte Text, wenn er mit dem besten Septuagintatext nicht übereinstimmt? Wie verhält er sich zu den bekannten Textrezensionen der Septuaginta, besonders der hexaplarischen und lukianischen?

Diese Fragen werden zunächst (S. 5–92) an vielen Einzelstellen aus 13 Schriften Philos aufs genaueste untersucht; dann werden die Ergebnisse zusammengefaßt (S. 93–121, besonders 114–121). Es sind folgende: Die schlechteren Philohandschriften stellen eine besondere Rezension der Septuaginta dar (es handelt sich um Stellen der Genesis); diese stimmt überein mit der Rezension *R*, die Alfred Rahlfs für den Septuagintatext des kleinen Buches Ruth festgestellt hatte<sup>1</sup>. Über den Charakter dieser Rezension äußert sich Rahlfs zusammenfassend in seiner Ausgabe *Das Buch Ruth griechisch* (Stuttgart 1922) so: «Besonders einflußreich und in vielen Fällen geradezu zu einer Art Vulgärtext geworden ist im Buche Ruth eine Rezension unbekannter Herkunft, die ich mit dem Sigel »R« bezeichne. Ihr Hauptcharakteristikum bilden zahlreiche Korrekturen nach dem Hebräischen, die sich z. T. gerade an solchen Stellen finden, wo Origenes den alten LXX-Text unverändert beibehalten hatte ... Da die altlateinische und die armenische Übersetzung von R beeinflußt sind, kann R nicht wohl jünger als das IV. Jahrh. sein» (S. 14). Entsprechend kennzeichnet Katz die von ihm erschlossene Rezension so: «In brief it was the striving for quantitative identity with M (= hebr., masoret. Text), a meticulous assimilation to the manners of Hebrew syntax, and a rigidity shown in the selection of equivalents for Hebrew vocables, nouns, pronouns, and verbs alike, aspects which are all in close approximation to, and often identity with, Aquila» (S. 116). Daß solche Lesarten im Widerspruch zu Philos

<sup>1</sup> Mitteilungen des Sept.-Unt. III 2 = Gött. Nachr. 1922, S. 47–164.

Exegese in den Philotext hineingeraten sind, kommt daher, daß ein Textredaktor an den Stellen, wo das Septuagintazitat (das Lemma) ausgefallen war, dieses aus jener späten Septuagintarezension eingetragen hat. Es gelingt Katz auch, die geistige Haltung des Interpolators (den «Sitz im Leben», wie er sagt) festzulegen: die antiochenische Richtung der Bibelphilologie und -exegese, die auf Genauigkeit der Einzelauslegung ausgeht wie die andern griechischen Übersetzungen des AT (vor allem Aquila, aber auch Symmachus und Theodotion), im Gegensatz zur idealistischen alexandrinischen, von Clemens von Alexandria und Origenes vertretenen Richtung. Auch damit wird diese Rezension als nachchristlich erwiesen, d. h. zeitlich frühestens in die zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts und örtlich außerhalb von Alexandria, d. h. etwa nach Syrien oder Palästina, versetzt.

An diese zwei Hauptteile schließt sich ein dritter (S. 123–138), in dem frühere ähnliche Bemühungen mit gerechter Berücksichtigung ihrer viel schlechteren Hilfsmittel gewürdigt werden, sowie einige Anhänge (S. 139–160) grammatischer Art (Plur. οἴχαροι; «Heer des Himmels»; Neutra als Apposition zu Mask. θεέ· ήδε – ber. *hinnēh* («siehe da»); Αἴρομεν und Σαρόμεν; μαρτυράσθαι; γρήγορος?; καμπύλω?). Den Schluß bildet ein Verzeichnis der emendierten Stellen (S. 161).

Als Musterbeispiel für die Forschungsweise des Verfassers diene die Behandlung des Vokativs θεέ in der Septuaginta und bei Philo (S. 59f. und 152f.). In Philos Schrift *Quis rerum divinarum heres* wird zweimal aus der Septuaginta der Vokativ δέσποτα zitiert: § 2 (III 1 C.-W.) = Sept. Gen. 15, 2 (wiederholt und erklärt in § 22, III 6f.) und δέσποτα κύριος § 100 (III 23 C.-W.). Aber an der zweiten Philostelle ist δέσποτα nur die Lesart des Papyrus, während alle Handschriften κύριος θεέ haben; dieses θεέ steht aber auch Gen. 15, 8 in den Minuskeln 19 und 314. Der hebräische (masoretische) Text liest *adonai jahweh*. Die ursprüngliche Lesung der Sept. war sicher an beiden Stellen einfach δέσποτα = *adonai* und so auch die Philos an beiden Stellen. Aber aus späterer, mit dem masoretischen Text ausgleichender Überlieferung (d. h. aus der Hexapla des Origenes) drang κύριος = *jahweh* ein (in unsr. Handschriften Gen. 15, 2 nur in wenigen späten, 15, 8 in allen); aus einer andern Rezension mit derselben Tendenz stammt das θεέ der zwei Minuskeln (12. und 13. Jahrhundert) = *elohim*, wie (neben *adonai* = κύριος) an Stelle des tabuierten *Jahweh* gelesen wurde<sup>2</sup>.

Dieses Beispiel mag einen Begriff geben von der äußerst verwickelten Lage der Überlieferung und damit von den Schwierigkeiten der von Katz durchgeführten Untersuchungen, aber auch von der Wichtigkeit der Ergebnisse. Das letzte Ziel solcher mühsamer und entsagungsreicher Forschung ist die Wiederherstellung des ältesten Textes der Septuaginta und damit die Gewinnung einer sicheren Grundlage für die Fruchtbarmachung der Sept. für die Textgeschichte des hebräischen alten Testaments. Hier ist noch Aufgabe für Generationen; von Katz aber erwarten wir weitere beträchtliche Fortschritte nach dieser Richtung!

A. Debrunner.

*Abb. van den Daele, S. J.: Indices Pseudo-Dionysiani.* 3e Série, 3e Fascicule. Recueil de Travaux d'Histoire et de Philologie. Bibliothèque de l'Université, Louvain 1941.

Das Werk enthält drei Verzeichnisse. Das Wortverzeichnis gibt den ganzen Wortschatz des pseudodionysianischen Schrifttums wieder. Das zweite Verzeichnis bietet die Eigennamen, das dritte in dreifacher Teilung die alt- und neutestamentlichen Stellen und die seltenen ausdrücklichen Zitate anderer Autoren. – In allen drei Verzeichnissen wird auch angegeben, wo (d. h. in welchen Schriften des Pseudo-Dionysius) und wie oft die Worte bzw. Stellen oder Namen vorkommen (Präpositionen und Partikeln werden mit dem Vermerk 'passim' bloß genannt; in seltenen Fällen heißt es auch etwa bei einem anderen Wort 'et aliq. alibi'). Der genaue Standort in dem in der Migneschen Patrologie gebotenen Text – dem unveränderten Abdruck der Ausgabe von Balthasar Corderius – wird unter Zuhilfenahme der Spaltenunterteilung mit den Buchstaben A–D nachgewiesen. – Der Druck ist klar und übersichtlich; er scheint sehr sorgfältig korrigiert zu sein, denn bei einer großen Zahl von Stichproben sind mir nur zwei Fehler aufgefallen: S. 30 ἀπορέω ist die erste Stelle (144 D) wohl versehentlich wegen des auch vorkommenden ἀπορέω hineingeraten (Manuskriptfehler?) und S. 136 zu τοῖς sollte es heißen: EH. 396 B<sub>4</sub>C<sub>2</sub>D<sub>2</sub>. D. Lerch.

*W. Bauer: Griechisch-deutsches Wörterbuch zu den Schriften des Neuen Testaments und der übrigen urchristlichen Literatur.* 4., völlig neu bearbeitete Aufl. Lieferung 1 bis 3. Verlag A. Töpelmann, Berlin W 35 1949/50. Jede Lieferung umfaßt 10 Bogen zu 160 Spalten Lexikonformat. Preis je DM. 4.–.

Der Wortschatz der urchristlichen Literatur bedarf aus einem doppelten Grunde einer besonderen lexikographischen Bearbeitung: es handelt sich hier um ein in sich geschlossenes

<sup>2</sup> Über die Form θεέ s. Blass-Debrunner, Gramm. des nt. Griech. 7 § 44, 2. 147, 3.

Schrifttum, das bei aller Zugehörigkeit zum hellenistischen Sprachbereich doch eine Sprachform aufweist, die durch den Zusammenhang mit der Sprache des Diasporajudentums und durch die schöpferische Kraft einer neuen religiösen Wirklichkeit einen ganz besonderen Charakter trägt; und dieses Schrifttum bildet in seinen Hauptbestandteilen, dem neutestamentlichen Kanon, ein Dokument, das durch seine Wertung als Glaubensnorm der christlichen Kirchen über eine nur geschichtliche Bedeutung weit herausgehoben ist. Mit diesem doppelten Grund für eine gesonderte lexikographische Bearbeitung der urchristlichen Sprache ist auch eine doppelte Schwierigkeit für die Erfüllung dieser Aufgabe gegeben: der Bearbeiter muß einerseits ein wirklicher Kenner des hellenistischen Griechisch und ganz besonders des Judengriechisch sein, er muß aber andererseits auch die sehr in die Breite gehende Erforschung der urchristlichen Literatur übersehen und darin eine sichere Stellung beziehen. A. Deissmann hatte die Notwendigkeit der Abfassung eines solchen Wörterbuchs auf Grund der neuen Erkenntnisse, die Papyri und Inschriften ermöglichten, schon zu Beginn unseres Jahrhunderts betont und Vorarbeiten dazu geleistet, war aber zu einer Durchführung der Aufgabe nicht gekommen. Als nun 1928 der durch seine historischen und exegetischen Arbeiten wohl bekannte Göttinger Neutestamentler Walter Bauer das völlig unbrauchbare Wörterbuch von E. Preuschen in völlig neuer Bearbeitung in 2. Auflage erscheinen ließ, konnte sofort kein Zweifel darüber bestehen, daß die Forderung Deissmanns hier eine vorzügliche Erfüllung gefunden habe. W. Bauer, der sich nur ungern zur Übernahme dieser lexikographischen Arbeit hatte bewegen lassen, betrachtete sein Wörterbuch aber nur als einen ersten Versuch und arbeitete unermüdlich an der Verbesserung seines Werkes weiter. Nachdem 1937 eine 3. Auflage erschienen war, die nun auch schon lange vergriffen ist, hat vor kurzem die 4. Auflage zu erscheinen begonnen, von deren geplanten 10 Lieferungen bereits drei vorliegen, die in Druck und Ausstattung allen berechtigten Ansprüchen gerecht werden und im Preise erfreulich niedrig gehalten werden konnten.

Bauers Wörterbuch ist in doppelter Hinsicht von andern Spezialwörterbüchern unterschieden. Es bietet nicht nur den gesamten Sprachschatz der urchristlichen Literatur bis zur Mitte des 2. Jahrhunderts vollständig dar, und zwar bei der großen Mehrzahl der Wörter mit allen vorkommenden Stellen, sondern es vermittelt auch zugleich das Material zur selbständigen Beurteilung dieses Sprachgutes. Es werden darum auf der einen Seite zu jedem Wort kurze Angaben über sein Alter und Vorkommen im griechischen Sprachbereich gemacht, und es wird dann zu jeder Einzelbedeutung eines Wortes eine reiche Zahl von Belegen aus dem gesamten Griechisch und besonders aus dem hellenistischen Sprachbereich hinzugefügt. Und gerade hier bedeutet die neue Auflage eine entscheidende Verbesserung der vorhergehenden. Bauer hat durch umfassende eigene Lektüre der gesamten hellenistischen Literatur und durch Heranziehung aller neu veröffentlichten griechischen Texte die Belegstellen so erheblich vermehrt, daß kaum ein Artikel unverändert geblieben ist (in den drei ersten Lieferungen sind aus 440 Spalten deren 480 geworden). Ganz besonders findet man aus dem durch keinerlei ausreichende Indices zugänglichen jüdisch-griechischen Schrifttum und aus den Inschriften und Papyri eine Fülle von neuen Belegen angeführt, und aus diesem Grunde wird das Wörterbuch auch dem Altertumswissenschaftler überhaupt wertvolle Hilfe leisten können. Bauers Wörterbuch ordnet aber auf der anderen Seite den Sprachgebrauch eines Wortes an einer bestimmten Stelle nicht einfach dort ein, wo es dem Lexikographen richtig zu sein scheint, sondern es breitet vor dem Leser bei allen strittigen Fällen die verschiedenen Möglichkeiten der Übersetzung oder Deutung aus und gibt ihm durch Angabe der wichtigsten Vertreter der verschiedenen Auffassungen die Möglichkeit zu eigener Nachprüfung oder Entscheidung. Und er bietet darüber hinaus zu allen historischen Namen und Begriffen ebenso wie zu allen theologisch oder begriffsgeschichtlich wichtigen Vorstellungen eine bis in die neueste Zeit ergänzte Bibliographie, die dem Leser ohne weiteres eine Kenntnisnahme der mit einem bestimmten Wort oder Begriff gegebenen Probleme ermöglicht. So finden sich etwa, um nur zwei beliebige Beispiele zu nennen, zu dem in seiner Deutung noch immer völlig ungesicherten *οὐχ ἀσταγμόν ἤριστο τὸ εἶναι λοι θεῶ* (von Christus gesagt, Phil. 2, 6) alle sprachlichen Möglichkeiten mit deren wichtigsten Belegen angeführt, worauf eine Zusammenstellung aller wichtigen neueren Spezialarbeiten zu der Frage folgt; in dem Artikel *βαπτίζω* aber findet man sowohl die Literatur zur Taufe Jesu wie zur ältesten Taufformel, zur sog. Viakariatstaufe wie zur Taufe im Urchristentum überhaupt verzeichnet.

Es ist selbstverständlich, daß bei einem Werk von diesem Umfang jeder Benutzer da und dort anders entscheiden würde oder auch da oder dort eine Literaturangabe vermißt. Aber man kann ohne jede Übertreibung sagen, daß sich solche Wünsche schon bisher ausserordentlich selten geregelt haben und daß die Zuverlässigkeit und Vollständigkeit des Werkes über jedes Lob erhaben ist. Man möchte darum nur wünschen, daß das Werk, dessen

Manuskript vollendet ist, rasch fertiggestellt werden kann, und daß viele sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, ein so wertvolles Hilfsmittel sich durch Subskription zu erwerben.

W. G. Kümmel.

**Jakob Philipp Fallmerayer: Hagion-Oros oder der Heilige Berg Athos.** Mit einem Nachwort von Franz Dölger. Thomas Morus Presse (Verlag Herder), Wien 1949. 163 S.

Die wissenschaftliche Expedition, die der Münchner Byzantinist Franz Dölger im Jahre 1941 mit Unterstützung der deutschen Wehrmacht nach dem Athos unternahm, zeitigte bis heute m. W. drei sehr ungleiche Publikationen: 1948 erschien die Sammlung von 115 Urkunden und 50 Urkundensiegeln aus 10 Jahrhunderten, die Dölger unter dem Titel *Aus den Schatzkammern des Heiligen Berges* im Auftrag der Bayrischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben und glänzend kommentiert hat (Text- und Tafelband, Münchner Verlag). Viel bescheidenere Ziele verfolgt der schön bebilderte Band *Mönchsland Athos* von Dölger und mehreren Mitarbeitern, der zwar in Text und einzelnen Tafeln allzusehr die Zeichen der Kriegszeit aufweist, sonst aber am leichtesten Anschauung und Verständnis für das Phänomen «Athos» vermitteln kann (F. Bruckmann, München 1942). An dritter Stelle ist das zur Besprechung vorliegende Bändchen zu nennen.

Daß Dölger die vor mehr als hundert Jahren in der Allgemeinen Augsburger Zeitung erschienenen Artikel des damals berühmten und berüchtigten Verfassers der *Geschichte des Kaisertums von Trapezunt* (1827) und der *Geschichte der Halbinsel Morea im Mittelalter* (1930/36) neu herausgegeben und mit einem unentbehrlichen Nachwort versehen hat, ist durchaus begrüßenswert; denn einmal interessieren die Schicksale Jakob Philipp Fallmerayers und seine historischen Thesen heute, da wir die von ihm vorausgesehene Bedrohung durch den Osten erleben, in erhöhtem Maße (vgl. Allg. dtsc. Biogr. Bd. 6); dann bilden die Beschreibungen des Athos, die nach einer 1840 unternommenen Orientreise niedergeschrieben wurden, wie Dölger betont, «die bis in die neueste Zeit einzige gültige deutsche Darstellung».

Fallmerayer erzählt seinen Besuch auf dem heiligen Berg außerordentlich lebendig. Begeistert spricht er von den Naturschönheiten, mit Verständnis beschreibt er die verschiedenen Klöster und Klausen und geschickt läßt er die Entwicklung vom frühen Eremitentum über die entscheidende Gründung eines Großklosters durch den hl. Athanasios in der Mitte des 10. Jahrhunderts bis zur Mannigfaltigkeit der späteren, stark abgestuften Formen mönchischen Lebens klar werden. Selbst wenn Einzelheiten sich heute geändert haben – Dölger rückt in seinem Nachwort einiges behutsam zurecht – so bleiben doch die Grundlinien unangetastet; der Einfluß des Athos, seine Ausstrahlung, hat sicher abgenommen, er ist zum «musealen Prunkstück der Orthodoxie» geworden. Wer für solches Prunkstück Sinn und Neigung hat, wird gern zu unserem Büchlein greifen. F. Busigny.

**Constantine Porphyrogenitus De administrando imperio.** Griechischer Text hg. von Gyula Moravcsik, englische Übertragung von R. J. H. Jenkins. Etudes Oungro-helléniques 29. Budapest 1949. 347 S.

Die Aufzeichnungen, die der byzantinische Kaiser Konstantinos VII. Porphyrogenetos (905–959), gestützt auf ausgedehnte eigene Studien und zahlreiche Gesandtschafts- und Beamtenberichte, für seinen Sohn Romanos niedergeschrieben hat, um ihm damit einen reichen Schatz des Wissens vor allem für die Führung der Außenpolitik zur Verfügung zu stellen, gehören mit ihrer Fülle der allerverschiedensten Nachrichten besonders über die das byzantinische Reich umgebende Welt zu den wichtigsten Werken der byzantinischen Literatur und interessieren durchaus nicht nur den Historiker der byzantinischen Zeit und des Mittelalters überhaupt, sondern bieten auch für mancherlei andere Interessen reiches Material. Diese Aufzeichnungen waren rein vertraulich und nicht für die Veröffentlichung bestimmt, und sie sind auch in byzantinischer Zeit nicht veröffentlicht worden. Unsere Kenntnis beruht auf einer Abschrift, die der Sekretär des Caesar Johannes Dukas (ca. 1059 bis 1081) angefertigt hat. Eine Abschrift dieses nicht erhaltenen Textes ist der cod. Parisinus Gr. 2009 (P), geschrieben im Jahre 1509 von Antonios Eparchos wahrscheinlich in Korfu. Daneben existieren heute noch drei weitere Handschriften (V, F und M), die aber nur Abschriften von P sind (V und M; F ist Abschrift von V). Eine heutigen Ansprüchen genügende Ausgabe dieses wichtigen Buches existierte bisher nicht. Die gedruckte Erstausgabe des Meursius von 1611, von der auch der heute übliche Titel des Werkes stammt, beruhte auf V, die folgende von Banduri (1711) zog zwar die V zugrundeliegende Handschrift P zur Korrektur heran, aber nicht in genügendem Maße, und dem gewöhnlich benutzten Text von Imm. Bekker in dem Bonner Corpus der byzantinischen Historiker liegen nur diese gedruckten Ausgaben, aber keine Handschriftenkollationen zugrunde. Alle Aus-

gaben enthalten nicht wenig Fehler wie übrigens auch schon P selber. So ist eine zuverlässige auf P gestellte kritische Ausgabe dieses Textes eine wirklich verdienstliche und dankbar zu begrüßende Leistung. Es war ein eigenartiger Zufall, daß gleichzeitig J. Moravcsik in Budapest an dieser texkritischen Neuausgabe und R. J. H. Jenkins in London an einer englischen Übersetzung arbeiteten, und es ist ein schönes Beispiel selbstloser wissenschaftlicher Zusammenarbeit, daß beide, als sie davon erfuhren, ihre Arbeit sorgfältig koordinierten und nun gemeinsam herausgaben.

In einer Einleitung spricht zunächst Jenkins über Persönlichkeit und Werk des gelehrten Kaisers, dann gibt Moravcsik eine sorgfältige und erschöpfende Beschreibung und Charakterisierung der Handschriften und bisherigen Ausgaben des Werkes. In der Textausgabe sind griechischer Text links und englische Übersetzung rechts einander gegenübergestellt, unter dem Text sind, mit F(ontes) bezeichnet, reiche Hinweise auf die der Darstellung des Konstantinos zugrundeliegenden Quellen und die Nebenüberlieferung gegeben, dazu mit V(ariae lectiones et conjecturae) gekennzeichnet der textkritische Apparat. Ausführliche Indices erschließen den Text in sachlicher, sprachlicher und literarischer Beziehung (Index der Eigennamen, bemerkenswerte Worte, grammatische Erscheinungen und Besonderheiten, Quellen und Parallelstellen, Inhaltsangabe der Kapitel des Werks). Das Ganze ist ein Musterbeispiel einer sorgfältigen und vorbildlichen Textausgabe, die alles Lob verdient.

Ernst Meyer.

**Philippi Callimachi Rhetorica** ed. Casimirus Felix Kumaniecki. Auctarium Maeandream, Vol. I, Editum Auxilio Praesidii Consilii Ministrorum. Warschau 1950. 8°. XX + 110 S., 14 Tafeln mit Facsimilia.

Schicksal von Verfasser und Werk sind gleich abenteuerlich. Der Autor, Filippo Buonacorsi aus Florenz, genannt Callimachus, mußte 1468 als Mitglied der zügellosen neuheidnischen Römer «Akademie» bei deren gewaltsamer Auflösung durch Paul II. nach Griechenland fliehen und machte nach verschiedenen Irrfahrten in Polen nicht nur sein Glück als Prinzenzieher und Hochschullehrer, sondern wirkte auch als erster Vertreter des italienischen Humanismus entscheidend bei der Begründung der großen humanistischen Tradition Polens mit. Unter seinen Schriften wurde die Rhétorik im 16. Jh. als zu schulmäßig nicht der Edition würdig befunden. Das offenbar einzige, vom Verfasser oder mindestens aus seiner nächsten Nähe stammende Manuskript irrite in den folgenden Jahrhunderten in verschiedenen Privat- und Kleinstadtbibliotheken Galiziens umher, wurde im 19. Jh. an einen deutschen Historiker ausgeliehen, nach dessen Tod in einer schlesischen Gymnasialbibliothek begraben, hier 1927 von Kumaniecki aufgespürt, und hat nun endlich – wohl nicht zuletzt wegen der mit dem Aufsuchen verbundenen Anstrengungen – die späte Ehre einer schon äußerlich vorzüglich präsentierenden, aber auch in der Textgestaltung tadellosen Ausgabe gefunden. Sie folgt den modernsten Grundsätzen der Edition neutrinischer Autoren, beläßt mit Recht orthographische Eigenheiten und freie Zitate; grammatischen Fehler werden teilweise korrigiert, was auf die Annahme des Herausgebers schließen läßt, daß es sich beim Manuskript nicht um ein Autograph, sondern um eine Diktatniederschrift handle. Marginalien und Korrekturen sind genau verzeichnet, ja selbst zur Rubrizierung ausgesparte Initialen als fehlend charakterisiert. Die Testimonien zeigen, in welchem Maße die Schrift abhängig ist von Cicero, Quintilian und humanistischen Vorlagen wie Georgios Trapezuntios. Im ganzen erweist sich das Werk als eine der zahlreichen humanistischen Kompilationen der antiken Rhetorik. Doch hat es Callimachus wohl eher für die Öffentlichkeit und die Nachwelt als zum persönlichen Gebrauch seiner Schüler geschrieben, wie die Nennung seiner Maitresse wahrscheinlich macht. Nicht ohne Neid erfreut sich der west-europäische Philologe angesichts seiner weit dringender Desiderata der prachtvollen Ausgabe, die nicht nur für die Wirkung des Humanismus in Polen lebendiges Zeugnis ablegt, sondern auch die Besonderheit der humanistischen Technik gerade bei dem schulmäßigen Stoff deutlich zu verfolgen erlaubt.

W. Rüegg.

#### Ein Führer zum Nachleben antiker Autoren in Mittelalter und Renaissance.

Die American Philological Association, die Mediaeval Academy of America und das Committee on Renaissance Studies of the American Council of Learned Societies haben ein Unternehmen in die Wege geleitet, welches ohne Zweifel auch bei uns einem großen Interesse begegnen wird. Es handelt sich um einen Führer zu allen bis 1600 verfaßten, handschriftlich und gedruckt überlieferten lateinischen Übersetzungen griechischer Autoren sowie zu den entsprechenden Kommentaren griechischer und lateinischer antiker Werke (bis 600), wobei für Plato und Aristoteles eine Zusammenarbeit mit dem Corpus Platonicum Medii Aevi und dem Aristoteles Latinus vereinbart wurde. Einstweilen bleiben ausgeschlos-

sen Kommentare zur Bibel sowie zu medizinischen, juristischen und kanonistischen Texten. – Der Führer soll in alphabetischer Ordnung unter dem Namen der antiken Autoren eine chronologische Liste der Übersetzungen oder Kommentare mit kurzen biographischen und bibliographischen Angaben über deren Verfasser, Manuskripte und Ausgaben geben und mit Indices der Verfasser sowie der Incipits und Standorte der Manuskripte versehen werden. Sekretär des Unternehmens, zu dem Mitarbeiter, sei es für ganze Artikel, sei es für einzelne Mitteilungen, auch unter den europäischen Philologen gesucht werden, ist der durch seine Arbeiten über den Neuplatonismus, insbesondere Plotin und Ficino bekannte Philosoph und Philologe Paul Oskar Kristeller, Columbia University, New York 27, N.Y. W. Rüegg.

*Gerhard Kleiner: Die Begegnungen Michelangelos mit der Antike.* Verlag Gebr. Mann, Berlin 1950. 63 S., 24 Abb. auf Tafeln.

*Gerhard Kleiner: Die Inspiration des Dichters.* Kunstwerk und Deutung, Heft 5. Verlag Gebr. Mann, Berlin 1949.

Die beiden Bücher, von denen das zweite ursprünglich das Schlußkapitel des ersten bilden sollte, sind schon 1942 zu einem gewissen Abschluß gekommen, also unabhängig von Arnold von Salis' *Antike und Renaissance* (Erlenbach-Zürich 1947) entstanden. Sie ergänzen dieses Werk in glücklicher Weise. Was Salis für die Hochrenaissance überhaupt nachweist: daß ihr klassischer Charakter nicht auf äußeren Entlehnungen, sondern auf einer inneren Begegnung auf einer verwandten Entwicklungsstufe des menschlichen Geistes beruht, das zeigt Kleiner insbesondere für Michelangelo und Poussin. Kleinere ahmen Einzelnes nach; Michelangelo erfindet Formen, die in seiner Zeit noch gar nicht bekannten Antiken gleichen, wie der Niobe mit ihrer Tochter (Tafel 18). Aber er kann auch die in seiner Zeit bekannten Antiken so auswendig, daß er souverän mit ihnen schaltet. Unter den vielen neuen Beobachtungen Kleiners sei besonders auf die Übereinstimmung hingewiesen, die er zwischen dem Torso vom Belvedere und dem Giuliano der Medici-Kapelle aufgezeigt hat. Wichtiger ist seine Charakteristik Michelangelos als eines Vollenders hellenistischer Plastik und als zweiten Gipfels der abendländisch-christlichen Plastik, deren erster im dreizehnten Jahrhundert erreicht war.

Wir müssen uns mit diesem Hinweis auf den tiefen Gehalt der beiden bedeutenden Bücher beschränken und möchten nur am Rand bemerken, daß uns die Deutung des Dichters auf dem Relief mit der Apotheose Homers als Kallimachos nicht überzeugt: das Relief ist fast anderthalb Jahrhunderte nach dem Tod des Kallimachos entstanden und bekennt sich mit der Verherrlichung Homers zu einer Dichtungsgattung, von der Kallimachos sich gerade abwandte. – Die Ausstattung der Bücher ist die hervorragende, die man von diesem Verlag gewohnt ist.

K. Schefold.